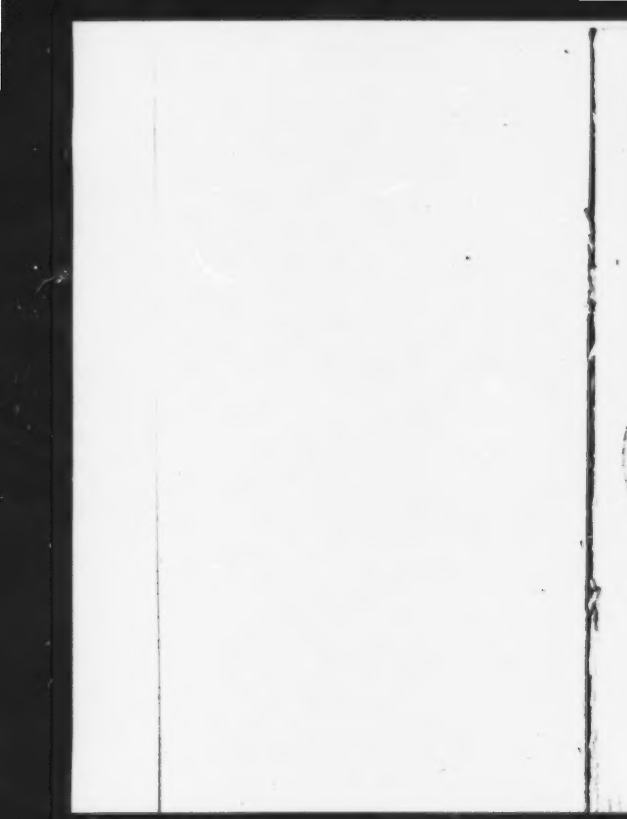


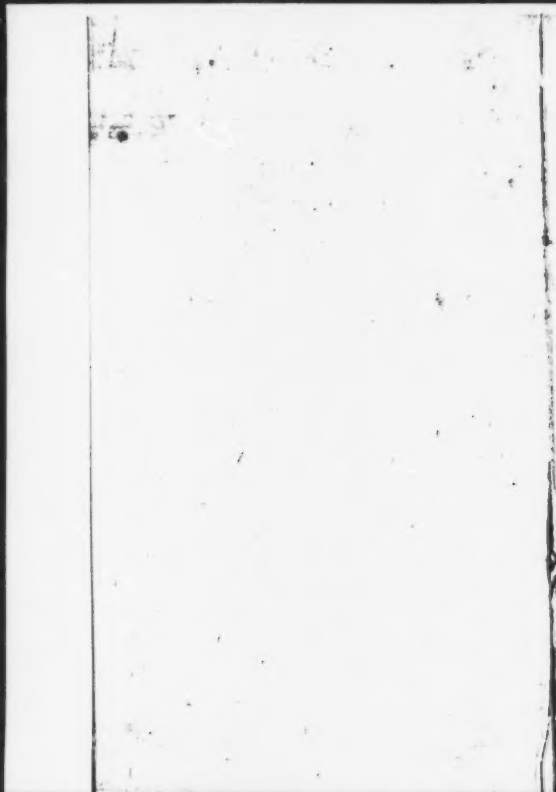




Etwas
zur
Vehrzigung
meiner
Mitbrüder
von
Dallera 1786



Berlin,
bei Friedrich Maurer. 1788.





Meinen Freunden
Johann und Karl Neumann
und
Ch. Crusius

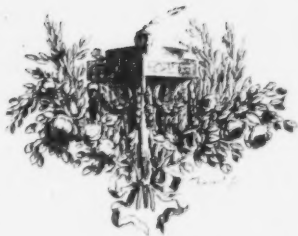
sey, zum Zeichen der blüthensten Freundschaft, dieses
Bändchen gewidmet

vom

Versasser.



15



Einleitung.

Vernunft, Studium, Erfahrung, verbreiten vieles Licht über die Moral oder Sittenlehre des Menschen. Diese Wissenschaft ist jungen Leuten äußerst nothwendig; allein, sollen ihre Lehren einen bleibenden Eindruck machen, soll jugendlicher Leichtsin, sollen die Verführungen falscher Freunde, sollen die Beispiele des allgemeinen moralischen Verderbens sie nicht erlöschen können: so muß bey dem Unterricht darin, auf jene stets Rücksicht genommen werden. Man kann nie der Tugend ihren Sieg gungsam sichern. Der Mensch ist in Vergleich mit den

Feinden, die diese bestreiten, äußerst schwach, und bedarf aller möglichen Hülfsmittel, um sie zu überwinden.

Cicero giebt in seinen Abhandlungen von den Pflichten, herrliche Vorschriften zur Einrichtung des moralischen Verhaltens; allein sie fordern einen geübten Verstand, ein Nachdenken wozu nicht ein jeder fähig ist, und überdem wurden sie für ein Jahrhundert geschrieben, welches in Ansehung seiner sittlichen Grundsätze weit vom unsrigen verschieden war.

Das Herz ist die Quelle des Lebens und der menschlichen Glückseligkeit: dieß zu rühren, es für Tugend, den einzigen Weg zum wahren Glück gefühlvoll zu machen, soll der Endzweck dieses Werks seyn.

Die Tugend hat eigenthümliche, unverkennbare Reize. Ihr Besitz soll der Endzweck, die Würde, die Belohnung des menschlichen Lebens seyn. Sie nach der Natur zu zeichnen, ist schwer; sie will gefühlt und nicht beschrieben seyn. Im Herzen ihrer Verehrer, ist ihr Bild am deutlichsten abgedruckt. Lasterhafte erklären die Tugend für ein Hirngespinnst, läugnen ihre Wirklichkeit, weil ihren Begierden dadurch geschmeichelt wird. Sie beurtheilen sie bloß nach ihren Leidenschaften, deren Gewalt sie gern allgemein festsetzen möchten.

Man meide die Unterhaltungen mit solchen Elenden. Sie finden eine beschafte Freude darin, auch andere mit ins Verderben zu ziehen. Ihre Anzahl ist groß, allein wird sich wohl irgend ein Vernünftiger durch die Menge von Unglücklichen abschrecken lassen, nach Glück zu streben? Sollte also der Weise, den Martern nicht verzagt machen und der Tod selbst nicht schrecken kann, sich wohl vom Beispiele der Bösen hinreißen lassen?





Religion.

Die Religion ist gleichsam die Seele des moralischen Lebens. Sobald sich dieß entwickelt, bemeistert sie sich der Herrschaft über den Menschen, und verläßt ihn, wenn er sich seinem Ende nähert, zu allerletzt.

Selten wird ihr das ganze Leben hindurch, ununterbrochen die Ehrfurcht erwiesen, welche ihr gebührt. Oft verläßt man sie als eine lästige Aufseherin, oder behandelt sie gleich jenen Personen, die man zuweilen aus Zwang erträgt; deren beständiger Umgang aber uns äußerst lästig seyn würde.

Dies Verfahren widerspricht allerdings ihren Grundsätzen; untergräbt sie sichtbar, und zernichtet ihre Herrschaft über die Herzen, welche doch ihr eigenthümliches

Reich ausmachen. Die Religion hört auf Religion für denjenigen zu seyn, der sie zu lieben aufhört.

Es ist einleuchtend, daß diese Launigkeit die Religion herabwürdiget; doch unendlich mehr geschieht dieß noch, durch das Betragen jener, die vermessen genug sind, sie zu tadeln, zu verachten; thöricht genug, sie zu bestreiten, und oft sogar unsinnig genug, sich zu rühmen, daß sie keine besitzen.

Schrecklich sind diese Verirrungen, und doch werden sie in einem gewissen Zirkel von Menschen, mit einem Leichtsinne geduldet, den man vor weniger als ein Jahrhundert für unglücklich würde gehalten haben.

Zwar hat man zu allen Zeiten, einen oder den andern Punkt der Religion bestritten, und einer willkürlichen Auslegung unterworfen; man hat sich Abweichungen von ihren Vorschriften und Ausnahmen erlaubt, die sie mißbilligt. Selbst die Guten erlaubten sich dieses, und wädhnten, ihre böse Handlungen durch ihre gute zu vergüten; sie erfanden dieß Gleichgewicht ihrer Handlungen, um sich dadurch, die für sie zu strengen Forderungen der Religion zu erleichtern, und baueten fälschlich darauf ihre Veruhigung. Sie ändern also ein Gesetz nach ihrer Sinnlichkeit ab, das wegen seines göttlichen Ursprungs, gar keiner menschlichen Auslegung unterworfen werden darf.

Der Unendliche stiftete die Religion, er kannte die Kräfte derer, denen er sie offenbarte und richtete die Gesetze, woraus sie besteht, dieser angemessen ein. Allein, muß man nicht erstennen, daß man in unserm aufgeklärten Jahrhundert, ein Vergnügen daran findet, sich in Aufsehung der Religion muthwillig zu verblenden, und sich davon in eben dem Verhältnisse zu entfernen, als die Vernunft, deren vorzüglichster und einziger Gegenstand sie seyn sollte, aufgeklärt wird.

Man lese die guten Schriftsteller der Griechen und Römer, die in jenen Zeiten schrieben, als sich diese Nationen durch Meisterstücke der Künste und Wissenschaften, die Bewunderung der Welt zuzogen, und man wird finden: daß sie von ihrer Religion und von ihren Göttern immer mit Ehrfurcht reden. Und wie vielen Grund hätten doch diese scharfsinnigen Weltweisen nicht gehabt, das unsinnige Gewebe von unwahrscheinlichen, lächerlichen Erdichtungen, woraus ihre Götterlehre zusammen gewebt war, zu verachten! Nehmen wir jene Bücher aus, die eigentlich über Religion geschrieben worden, so finden wir in unsern Zeiten wenige, welche in dieser Rücksicht mit den übrigen zu vergleichen wären.

Man sieht sogar, daß die Staatsklugen der damaligen Zeit überzeugt waren, der Verfall der Religion werde

den Verfall der Sitten nach sich ziehen, und schreckliche Verwirrung eine Folge der Zügellosigkeit und der Freigeisterei seyn. Sie scheuten weniger den Aberglauben und Irthum, die beide doch immer das Laster mißbilligten und die Tugend empfahlen. Ihre elisäische Gesetze, ihr Aufenthalt der Verdammten, waren freilich Erdichtungen; aber sie ließen Belohnung hoffen, Strafen fürchten, und was sonst als Hoffnung und Furcht kann ganze Nationen zähmen? Sie hielten die Religion für die Beschützerin der Reiche und ihrer Beherrscher. Numa Pompilius bändigte das nach Eroberung und Kriegen dürstende Volk der Römer, durch eingeführte Religionspflichten; er stützte das durch seine Herrschaft und ihr aufkeimendes Reich, das nachher den Weltkreis umfaßte.

Man lese die Schriften der neuern Zeiten. Wird man nicht daraus zu schließen berechtigt, daß uns eben so sehr daran gelegen sey, die Grundsäulen der Religion zu untergraben, als den Alten die, der übrigen zu sichern, zu befestigen? Wahrhaftig, das Verfahren der neuern Schriftsteller ist sehr widersprechend! Würde nicht jeder von denen, die sich in ihren Werken angelegen seyn lassen, die Religion umzustürzen, furchtsam für sein Leben zittern müssen, wenn der Pöbel so dächte wie er?

Wer nur etwas Menschenkenntniß besitzt, wird die schreckliche Unordnung, welche eine nothwendige Folge, des gänzlichen Verfalls der Religion seyn müßte, nicht ohne Schauern denken können. Wo findet man häufiger gerrüttende Empörungen, als bei jenen Völkern, die keine festen Grundsätze in der Religion haben, und die, indem sie jeder ohne Unterschied Tempel errichten, dadurch gewissermaßen gesehen, daß sie gar keine haben.

Die erste Zerrüttung, welche Roms Untergang beförderte, wurde durch die Einführung so vieler fremder Götter, daß man fast eher ein Götzenbild als einen Menschen antraf, veranlaßt. Die Menge derselben verwirrte allmählig die Begriffe, und verdrängte das Wahre der herrschenden Religionsmeinung.

Der mächtigste Zaum der Religion wurde dadurch zerrissen, und nun war nichts mehr hinlänglich sich der Ehrsucht, dem Ehrgeize, der Herrschsucht, dem Eigennutze zu widersehen; alle diese Leidenschaften empörten sich zum Verderben dieses Staates, der fast alle andere Verschlungen hatte, und stürzte ihn endlich so tief von seiner Höhe herab, daß wir uns nur noch einen Begriff von seiner Größe aus der Geschichte entlehnen können.

Hatte der Verfall einer offenbar irrigen Religion, elien so traurigen Einfluß auf dieses mächtige Reich, was

müssen wir von dem Iht so schnell überhandnehmenden Unglauben fürchten? Was droht uns, wenn seiner Ausbreitung kein Einhalt geschieht? Die eben gemachte Schilderung, kann mit den schrecklichen Uebeln die uns bevorstünden, wenn wir unglücklich genug wären den Verfall der Religion zu erleben, nicht verglichen werden.

Ich habe bei diesem Aufsatze über die Religion, keine andere Absicht gehabt, als darzutun, daß es immer thöricht und unbefonnen bleibt, Gedanken über dieselbe zu äußern, vor welchen unsere Verfahren geschaudert hätten, wenn sie auch gleich durch die herrschende Mode, nachtheilig von ehrwürdigen Dingen zu reden, ihr Unanständiges verloren zu haben scheinen.

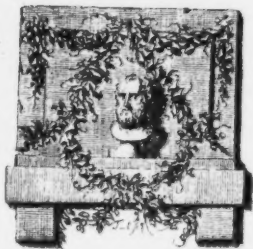
Das Gefühl der Religion ist allgemein. Der Mensch welcher keines hat, ist gefährlich, fast möchte ich sagen, verachtungswerth, und keines Zutrauens würdig. Man meide solche Elende, besonders die, welche unverschämt genug sind, sich dessen zu rühmen. Der Umgang mit denselben, wenn er auch keinen nachtheiligen Einfluß auf unsern Karakter hätte, schadet immer unsern guten Namen; man wird gewissermaßen für den sittlichen Karakter derer, mit denen man vertraulich lebt, Bürge.

Der rechtschaffene Mann, muß Religion haben. Dies ist ein allgemeiner Grundsatz. Den, der diesen Na-

men würdig führt, sollen die freundschaftlichen Bemerkungen, welche den Ueberrest dieses Werkchens anfüllen, gewidmet seyn.

Die Wahrheit der Religion ist unumstößlich dargethan. Jeder neue Beweis wäre überflüssig. Ich wähle die Sittenlehre zu meinem Gegenstande, und zwar jene, die aus der lautern Quelle der Religion entsprungen. Diese allein lehrt den Weg zur Vollkommenheit in der Tugend.





Philosophie.

Die Weltweisheit verdient den ersten Rang unter allen Wissenschaften. Ihr ursprünglicher Name: Philosophie, bezeichnet Liebe zur Weisheit. In den Hörsälen schränkt man sie auf die Ausbildung und Vervollkommenung der Vernunft ein. Diese Bestimmung widerspricht wenigstens ihrem Endzwecke nicht, denn Weisheit ist die Frucht des aufgeklärten Verstandes, und man hört auf vernünftig zu urtheilen, wenn man aufhört weise zu seyn.

Der minder aufgeklärte Theil der Menschen, hat seltsame Begriffe von einem Weltweisen. Er beehrt Personen mit diesem Namen, die eine sonderbare Lebensart führen, eine erkünstelte Gleichgültigkeit annehmen, sich das Recht

anmaßen, über alles zu reden, eine Sprache führen, welche geheimnißvoll scheint, weil sie unverständlich ist, und ein mürrisches, rauhes, sogar unanständiges Aeußere nachsetzen. Oft ist sogar eine eigensinnige Laune dazu hinreichend; gleichsam als wenn die Weltweisheit, welche den Menschen gegeben ward, ihr Glück zu befördern, eine Fassung des Geistes und des Herzens billiget, die auf Ruhe und Zufriedenheit einen ganz verstimmenden Einfluß hat.

Die Uneinigkeit der Philosophen über manche Wahrheit der Natur, darf man der Weltweisheit nicht zur Last legen. Sie selbst ist über Irthum, Ungewißheit und Wahn erhaben, hat keinen andern Endzweck als den Geist zur Weisheit, das Herz zur Rechtschaffenheit, zur Beherrschung seiner Leidenschaften fähig zu bilden. Nur der, der diesen Endzweck zu erreichen strebt, ist des Namens Weltweiser würdig. Systeme ausfinden, neue Entdeckungen machen, sind nützliche Bemühungen für die menschliche Gesellschaft und verdienen Ruhm und Beifall; allein sie geben noch bei weitem keinen Anspruch auf die Würde eines Weltweisen.

Descartes, Leibniz und Newton's Namen glänzen mit einem Ruhme, der für den menschlichen Geist schmeichelhaft ist. Männer dieser Art verdienen Ehrfurcht, den wärmsten

wärmsten Beifall, und wir sind verbunden ihnen diesen. Soll um desto angelegentlicher zu entrichten, weil er gemeiniglich ihre einzige Belohnung ist. Eigennutz und Neid rauben ihnen oft jede andere Belohnung, worauf sie gerechten Anspruch hätten. Zum Glück achtet ihr erhabener Geist diese gemeiniglich für unbedeutend, und findet im unssterblichen Nachruhm die angenehmste Belohnung. Dieser bleibt ihnen gewiß, und hält sie, wenn gleich oft spät, für die Ungerechtigkeit der Menschen schadlos; macht, daß ihr Andenken noch blüht, wenn das ihrer Neider längst vergessen worden.

Weit schöner aber, und glänzender als der Name: ein großer Mann, ist der Name: Weltweiser. Diese Wahrheit scheint widersprechend; allein Erfahrung bestätigt sie. Mit allen Fähigkeiten und Verdiensten, die den großen Mann bestimmen, kann man Sklav seiner Leidenschaften, verehrungswerth in der Ferne scheinen, und verächtlich in der Nähe seyn; den Erdfreis durch Unternehmungen des Geistes zum Erstaunen zwingen, und doch durch Ausschweifungen Aergerniß geben.

Selbst unter den würdigsten Menschen giebt es nur wenige, die bei einem vertraulichen Umgange ihr ganzes Ansehn, ihre ganze Würde behaupten. Ueberhaupt findet dieß um desto mehr oder weniger statt, je mehr oder

weniger man von der ächten Weisheit entfernt ist, welche zur Richtschnur dient, wornach der Werth der Menschen, und die Achtung, welche sie verdienen, bestimmt wird.

Die Weltweisheit richtet ihre Thätigkeit mehr auf das Innere, als aufs Aeußere; und deshalb sind ihre Wirkungen wenig auffallend, und die Würde welche sie ertheilt, bleibt oft lange verkannt.

Der Ruhm des Helden, des Staatskriegen hängt oft von einer einzigen glücklichen Unternehmung ab. Diese darf nur auffallend, glänzend seyn, so leuchtet sie Jedermann in die Augen, und ihr Ruf füllt die Welt. Der Ruhm worauf die Weltweisheit Anspruch hat, bleibt ihr oft lange verkannt; daß er in seinen Glanz ausbricht, hängt von Umständen ab, und diese nicht von ihr.

Ruhfam ist der Weg zur wahren Weisheit, denn man muß Herr seiner Leidenschaften werden; und aller Ruhm den sie gewährt, bleibt oft lange verborgen. Darf man sich also wundern, daß die meisten Menschen abgeschreckt werden, darnach zu streben? Das süße Bewußtseyn Recht zu thun, Freiheit und Unabhängigkeit von den Leidenschaften, Ruhe der Seelen mitten in Widerwärtigkeiten, wodurch andere in Verzweiflung gestürzt werden, sind die Vortheile, welche sie gewährt. Man schätzt, man liebt aber gemeiniglich nur das, was Ehre, Glanz und

Reichthum erwirbt: Vorzüge, welche die Weltweisheit weder selbst erwerben, noch auch nur einen Anspruch darauf geben kann.

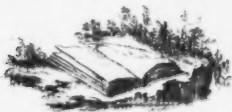
Fänden für ächte Weltweise zeitliche Belohnungen Statt, so sähe man vielleicht eine größere Zahl derselben; allein eigennützige Absichten, stehen mit der lautern Weltweisheit im Widerspruch. Doch hat man Beispiele, daß zumweilen einer und der andere, aus minder edlen Bewegungsgründen sich derselben gewidmet, und im Fortgange seiner Laufbahn, die man mit einem dornigten Weg, welcher endlich zu blumigten Gefilden leitet, vergleichen kann, selbige mit edleren vertauscht.

Muß man also die Ausübung der Weltweisheit für beschwerlich erkennen, weil Aufopferung unserer Lieblingsneigungen ihre erste Forderung ist: so können wir um so weniger denjenigen unsere Bewunderung versagen, welche von ihr geleitet, den Stürmen des Schicksals trogen; furchtlos bei allen sie umringenden Gefahren bleiben; Schmerz zwar fühlen, aber gelassen ertragen; Freiheit, Sanftmuth, oft sogar Heiterkeit mitten in den widrigsten Schicksalen behaupten; vom Einsturz des Weltbaues zertrümmert, aber nicht erschreckt werden können. Sind diese Vortheile der Weltweisheit nicht herrlich genug, um uns Begierde nach ihrem Besitze einzusößen? Wie viele

Widerwärtigkeiten können uns die Grundsätze der Weltweisheit ersparen! Wie viele Unruhe können sie enden! Wie viele Leiden mildern! Wie häufig sind die Augenblicke des Lebens, da man mitten im Schooße seiner Familie, von Freunden umringt, eine Leere der Seele fühlt, die durch nichts ausgefüllt werden kann; da man nur in sich selbst eine Quelle der benöthigten Hülfe findet; da wilde Verzweiflung sich allgewaltig unser er bemächtigen würde, wenn Weisheit, die treue Begleiterin ihrer Verehrer, keine Unterstützung gewährt. In diesen qualvollen Augenblicken zeigt sie sich in ihrer ganzen Kraft; gewährt Mittel gegen alle Leiden, lindert die, welche sie nicht ganz heben kann, und gießt heilenden Balsam in die wunde Seele.

Stoische Unempfindlichkeit, die Uebel abläugnet, welche man doch fühlt, mißbilligt sie eben so sehr, als den verurtheilten aber falschen Heldenmuth des Rato und der Kleopatra, welche sich ermordeten, um den Triumph ihrer siegenden Feinde nicht vergrößern zu dürfen, oder auch aus Furcht vor dem Tode, welchen sie von diesen erwarten mußten. Die Weltweisheit fordert Vielmehr, und giebt uns Kraft dazu, den furchtbaren Todt, den unsre Feinde uns drohen, gelassen zu erwarten; ihnen ihren Sieg zu verbittern, indem sie unsern Muth unter-

Drücken zu können, nicht vermögend sind; ihnen durch den Anblick einer Standhaftigkeit, die sie vielleicht bisher nicht gekannt, Ehrsucht, Erstaunen einzuschößen und ihre Nachbegierde dadurch zu entwafnen. Oft hat man Beispiele gesehen, daß blutdürstige, grausame Krieger, zu menschenfreundlichen, friedliebenden Helden durch die Weltweisheit umgebildet worden; daß der stolze Eroberer, nachdem er den Erdkreis mit dem Rufe seiner Thaten erfüllt, durch sie gelenkt, sich bestrebt hat, sein Joch den überwindenen Völkern, durch eine sanfte, huldreiche Regierung angenehm zu machen. Diese Bemerkung hat jenen richtigen Gedanken der Alten veranlaßt: daß die Völker glücklich seyn würden, wenn die Fürsten Weltweise, oder die weltweisen Fürsten wären.





G e s e h e.

Die Philosophen aller Zeiten und aller Nationen, haben ein moralisches Gutes und Böses angenommen; die Begriffe davon haben sie nie mit einander verwechselt. Allein in der Untersuchung des Ursprungs derselben gingen sie zu weit, schweiften in den Schlüssen, die sie daraus zogen, aus. Besser hätten sie gethan, wenn sie sich statt dessen mehr bemühet hätten, eins sowohl als das andre genauer zu bestimmen, und den rechtmäßigen Gebrauch davon richtiger zu zeigen. Wir verschwenden so viele Zeit zum Erkennen, daß uns zum Handeln fast keine übrig bleibt.

Das moralische Gute, wir mögen es ansehen, von welcher Seite wir wollen, und nach der übereinstimmenden Erklärung aller verschiedenen Religionen, besteht in der Uebereinstimmung unserer Handlungen mit den Gesetzen, und das moralische Böse im Widerspruche unserer Handlungen mit denselben. Schwerlich wird jemand sagen können: ich kannte diese nicht.

Die Gesetze sind einander untergeordnet. Die natürlichen nehmen den ersten Platz ein; alle andern entspringen daraus, oder sind von diesen abhängig, und man muß von allen denen, welche gar keine Beziehung darauf haben, eine schlechte Meinung hegen.

Ich werde meine Betrachtung auf diese, als die Urquelle aller übrigen, einschränken. Klar fließt das Wasser eines Baches, der bei seiner Quelle vor Verunreinigung gesichert wird. Gute Sitten bestimmen den guten Bürger, und diese entspringen aus den Naturgesetzen.

Worin bestehen die Naturgesetze? wozu verbinden sie? Diese Fragen sind unnütz, wer sie zu nennen weiß, weiß auch was sie sind. Wozu sie verbinden lehrt das innere Gefühl allen Menschen.

Das Gewissen, dieß beste Lehrbuch unserer Pflichten, wird wenig um Rath gefragt. Selten hört man die Ermunterung: Lies darin! — Es würde der Mensch

heit sehr zum Vortheil gereichen, wenn man die Kinder von Jugend auf gewöhnte, auf die Stimme ihres Gewissens aufmerksam zu seyn. Sie würden dadurch eine Fertigkeit erhalten, die beinahe mechanisch werden würde, Gutes und Böses schnell ohne lange Ueberlegung zu unterscheiden; dieß zu lieben, jenes zu verabscheuen.

Einige behaupten, das Gewissen rede gar nicht, andere es rede bei verschiedenen Völkern verschieden, und folgen daraus, es sey vergebens, das Gewissen zu hören. Diese irren sich nicht bloß; dieß wäre noch verzeihlich; sondern sie behaupten wissentlich eine Unwahrheit, dieß muß sie uns verhaßt machen. Ein jeder kann sich von der Falschheit ihrer Meinung leichtlich selbst überzeugen.

Wahrheiten, welche durch eigenes Gefühl und durch Erfahrung bestätigt werden, kann niemand zweifelhaft machen. Die ärgsten Böfewichter können das Gefühl der Gewissensbisse nicht ersticken, und ihrer versteckten Kaltblütigkeit wird schon durch die Züge ihres Gewissens widersprochen. Verbrechen ist Verbrechen in Europa und in Indien.

Die verschiedenen Religionen haben verschiedene Gesetze; die verschiedenen Himmelsstriche verschiedene Gebräuche eingeführt; aber diese Abweichungen dehnern sich nicht auf die Naturgesetze aus: sie sind und bleiben un-

wandelbar. Treulosigkeit, Lügen, Morden und Stehlen, wird vom Gewissen des schwarzen Indianers und des weißen Europäers als strafbar verdammt, und dieß geschähe vor vier tausend Jahren so wie iht.

Wie aber sind diese Gesetze in die Herzen aller Menschen geschrieben worden? Dieß Geheimniß weiß ich nicht zu erklären. Es gehört mit zu jenen, die uns so manche Einrichtung in der Natur darstellt, und die wir mehr bewundern als erforschen müssen. Die ächte Weisheit kennt ihre Schranken; jene stolze, die über alles urtheilen und von allen Grund und Ursache zu erforschen lehrt, verdient diesen Namen nicht.

Aber was kümmert's uns denn auch, woher diese innere Stimme kommt, die mich erinnert, andern nicht zu thun, was ich nicht will, das mir geschieht. Sind die Empfindungen des Verdrusses, der Reue, der Schaam nach einer begangenen schlechten Handlung weniger fühlbar, weil man nicht weiß woher sie rühren? Ist das wohnvolle Bewußtseyn, Unglücklichen ihre Leiden gemildert zu haben, weniger süß, weil ich die Quelle nicht kenne woraus es entspringt? Vielleicht könnte man annehmen, daß der allweise Schöpfer, da er für die Glückseligkeit der zum geselligen Leben bestimmten Menschen, wirksam sorgen wollte, ihnen diese unwandelbaren Gesetze ihrer Pflichten

ins Herz geschrieben; durch ein unerklärbares Wunder sind sie allen Menschen eigen, und bei allen gleich; belohnen ihre Erfüllung, bestrafen ihre Uebertretung selbst. Die Befehle der Menschen stehen mit den Folgen ihrer Befolgung oder Uebertretung in keinem unmittelbaren Verhältnisse. Von ersteren erwartet man oft vergebens Belohnung, und den Strafen der letztern kann man zuweilen entfliehen. Nur Gott konnte Befehle geben, deren Befolgung oder Uebertretung schon durch sich selbst Belohnung oder Bestrafung ist.

Man kann diese Belohnung oder Bestrafung nicht gering nennen. Was sind alle Güter der Welt gegen den Besitz eines ruhigen Gewissens? Was alle Qualen menschlicher Strafen, gegen die auf Verbrechen folgende Gewissensbisse? Darf man also ohne Widerspruch der Vernunft das Gegentheil behaupten? Sollte es dennoch jemand wagen, so muß man ihn als eine Ausnahme von der allgemeinen Einrichtung ansehen; muß ihn bedauern, weil er irrt, aber auch fürchten: weil der, welcher durch das innere Gesetz nicht abgehalten wird, zu den schrecklichsten Verbrechen fähig ist.

Bei einem Manne, der kein Gewissen scheuet, muß man sich in jeder Rücksicht fürchten. Er ist das Gegenbild von dem rechtschaffenen Manne beim Cicero und Plato,

der sich keine böse Handlung erlauben würde, wenn auch die Gottheit selbst sie nicht erführe.

Ueberhaupt muß man mißtrauisch gegen diejenigen seyn, denen es sauer wird die Tugend zu lieben, oder die unter den Vorwand, sie wüßten Tugend und Laster nicht zu unterscheiden, selbige nicht annehmen.

Die Tugend bemohnt unsere Herzen, und ist darin mit so unverkennbaren Zügen geschrieben, daß sie mit nichts anderm verwechselt, nie verkannt werden kann.

Die meisten Dinge in der Welt, selbst unsere Begriffe von Wahrheit, können mit einander verwechselt werden; nur das Gute und Böse allein duldet keine Verwirrung. Was wären wir ohne dieses Licht, das unsern Pfad erleuchtet? Weise können nicht immer unsre Wegweiser seyn; und sie selbst, woher entlehnen sie den Rath, welchen sie uns und jedem ihrer Lieblinge geben, als aus ihrem Gewissen?

Diejenigen, welche häufig über das Gute und Böse streiten, sind nicht weit davon entfernt, Böses zu thun. Sie suchen nur die Stimme des Gewissens, das ihnen beständig zuruft: thut Gutes, meidet das Böse, zu schwächen. Diese ursprünglichen Naturgesetze können auf keinem Falle mit jenen Gesetzen verglichen werden, welche die Rechte der Privatpersonen bestimmen, und von aufger

klärten Männern zu einem zusammenhängenden Ganzen gesammelt worden sind. Diese sind in Büchern abgedruckt, erfordern, sie zu kennen, eigenes Nachdenken und Erläuterungen anderer, Erstere bestimmen gleichsam das allgemeine Recht, wornach sich das Recht der Privatpersonen richten muß.

Wozu nützen alle gelehrte Untersuchungen über den Ursprung und über die Verschiedenheit der obrigkeitlichen Gewalt? Ihr gebührt Unterwürfigkeit, weil unsere Ruhe, unsere Glückseligkeit mit davon abhängt. Die folgksamste Nation ist gemeiniglich am glücklichsten.

Alle menschliche Veranstellungen und Einrichtungen sind mit Unbequemlichkeit verbunden, und sich deshalb der obrigkeitlichen Gewalt entziehen wollen, weil auch dies bei ihr statt findet, wäre ungerecht. Unterwürfigkeit hat überwiegende Vorzüge vor der eingebildeten Freiheit, die nirgends statt haben sollte, und dem Volke unfreitig schädlicher ist als Sklaverei.

Besitzt man nur einige Kenntniß der Völkerkunde, so muß man die Nothwendigkeit der Gesetze fühlen. Sie bestimmen den Glanz der Reiche, und sind die Stützen ihrer Erhaltung. Der Verfall derselben ist mit ihrem Untergang verknüpft. Die verächtigte Stufenfolge der Staaten, von Eroberungen zu Reichthümern, von diesen

zur Zügellosigkeit, und von dieser zum Verderben, — so wie der Grundsatz: eine Nation fängt wieder an zu sinken, nachdem sie den höchsten Gipfel der Macht und Ehre erreicht, — sind beide nur in so fern gegründet, als man damit sagen will: daß man in Staaten, welche durch Eroberungen reich und mächtig geworden, gemeinlich die Gesetze zu vernachlässigen anfängt, und sich nach und nach der Unterwürfigkeit worauf sie sich stützen, entzieht, und daß, wenn diese anfangen ihre Gewalt und ihren Nachdruck zu verlieren, das Verderben und der Verfall der Staatskörper, welche durch sie belebt werden, nothwendige Folgen davon seyn müssen. Das Ersterben der Gesetze hat gleichen Einfluß auf die Reiche, als der Tod auf unsern Körper. Sie werden dadurch entseelt, aufgelöst, verändert, so daß selbst ihr einstmaliges Daseyn fast vergessen wird.

Die väterliche ist die erste und rechtmäßigste Gewalt. Sie gründet sich auf keine Konvention, sondern geht derselben vor. Man hat von den Römern viele Gesetze angenommen, die nicht so wichtig und nützlich sind, als jene, welche die väterliche Gewalt ohne alle Einschränkung ausdehnten. Es scheint daß diese die einzigen sind, welche man sich annehmen gescheut: obgleich es ausgemacht ist, daß die Natur mehr zum Vortheil der Kinder, bei den Vätern, als bei diesen zum Vortheil jener redet.

Auf die Gewalt der Väter folgt die der Könige. Sie sind in Rücksicht ihres Volks, das, was Väter in Ansehung ihrer Kinder sind, und eine ganze Nation steht mit ihrem Beherrscher in eben dem Verhältnisse, als eine Familie mit ihrem Vater. Ehrfurcht und Gehorsam sind Pflichten des Volks; Wachsamkeit und Liebe, Pflichten der Fürsten. Die Unterwürfigkeit des erstern, und das Ansehen der letztern, bestimmen beider Erhaltung und Wohlfahrt. Jede andre Meinung würde nachtheilige Folgen für das allgemeine Wohl haben, und ein Volk muß unglücklich werden, wenn einer von diesen beiden Grundfäden, welche die Grundfeste aller Regierungen ausmachen, erschüttert wird.

Es giebt bekanntlich verschiedene Regierungsarten: doch kann man sie beinahe alle auf die monarchische zurückführen. Wenn auch eine Regierung durch mehrere Personen besorgt wird, so nimmt man doch immer an, daß alle diese zusammen nur eine Gewalt ausmachen. Es ist hier der Ort nicht, zu untersuchen, welcher der Vortzug gebührt.

Beispiele böser Könige liefert die Geschichte nur wenig; auch haben die Völker unter ihrer Herrschaft weniger gelitten, als unter der Herrschaft träger Fürsten, die ihr Ansehen nicht zu behaupten wußten.

Den Obrigkeiten ist die Verwaltung von einem Theile der königlichen Gewalt anvertraut. Sie üben sie gleichsam im Kleinen aus, und müssen davon Rechenschaft ablegen. Das Glück des Volkes, die Aufsicht über dessen Bedürfnisse, die Vertheidigung der Privatpersonen, ihrer Rechte und Güter; die Verurtheilungen der Verbrecher; dies sind die Obliegenheiten jener Bedienstungen, welchen die Fürsten einen Theil ihrer Gewalt verliehen haben. Diese Gewalt der Obrigkeiten stammt also vom Throne her, bleibt immer damit verbunden, und fließt nach denselben als ihrer Urquelle zurück.

Der Obrigkeit nicht gehorchen, heißt der rechtmäßigen Gewalt ungehorsam seyn; sich selber Recht schaffen, anstatt zu den Gesetzen, deren Verwalter sie ist, seine Zuflucht nehmen, ist eine offenbare Ungerechtigkeit, weil dadurch die angenommene Ordnung und die allgemeine Ruhe gerüttelt wird, und weil man die Obrigkeit eines Rechts beraubt, worauf sie eifersüchtig zu seyn verbunden ist, und das ihr zugehört. Der Mißbrauch, welchen sie etwan von den Gesetzen machen könnte, berechtigt uns nicht, und ihrer Gewalt zu entziehen. Der Fall ist zwar selten, und kann überdem bald abgeholfen werden, weil sie selbst einen höhern Richter unterworfen ist,

Alle diejenigen welche wider die Gesetze schreien, verdienen kein Gehör. Wie viele beklagen sich nicht über eingebildete Ungerechtigkeiten, bloß weil man verhindert, daß sie keine wirkliche leiden.

Gemeint nur das Ganze bei der eingeführten Verwaltungart der Gesetze, so darf man sich an die Klagen der Privatpersonen nicht kehren. Gemeinlich blendet sie der Eigennuß und hindert sie, ihre persönlichen Nachteile mit den Erfordernissen zum allgemeinen Wohle richtig zu vergleichen.

Das Glück der menschlichen Gesellschaft ist der Endzweck aller Gesetze; sie würden sich selbst aufheben, wenn sie diesen mit einem andern vertauschten.





Gesellschaft.

Die Menschen sind zum geselligen Leben bestimmt. Fast möchte ich sagen, dieß wird durch ihre ganze Bauart und Organisation bekräftiget. Diese natürliche Bestimmung ist der erste Grund ihrer Vereinigung, und stiftete die ersten Gesellschaften. Merkm und Orpheus sollen, wie die Fabel sagt, durch den Schall ihrer Leier Menschen und Vieh an sich gezogen haben. Dieß sind winzige Erfindungen, die Reize des geselligen Lebens zu schildern, welche sie dadurch bekräftigt hatten, daß sie die Menschen zum geselligen Leben ermunterten, und Oerter zu vereinigten Wohnplätzen anleiten.

Ein jeder Mensch bringt schon gewisse Verbindlichkeiten gegen die Gesellschaft mit zur Welt, weil er ihr

sein Dasein dankt. Die Benennung: Kind, setzt Eltern voraus, von denen es gezeugt und geboren worden; und von diesem Verhältnisse des Kindes und der Eltern leiten sich eine Menge von Verbindlichkeiten her, wodurch das Kind an die Gesellschaft geknüpft wird.

Ueblich ist der Wahn, man könne allein leben. Die Natur widerspricht diesem Irrthume so laut, daß es fast unmöglich scheint, ihn nur zu denken. Wollte man die Nachtheile herrechnen, welche aus einer Absonderung der Menschen nothwendig folgen müßten: so würde man erschrecken. Die Gründe, welche uns allefalls antreiben können, der Gesellschaft zu entsagen, müßten noch so wichtig scheinen, so werden sie nie den Trieb der Natur zur Geselligkeit überwiegen.

Die gegenseitigen Bedürfnisse der Menschen untereinander waren ein zweiter Bewegungsgrund ihrer Vereinigung und geselligen Verbindung. Die Eoheit, Treulosigkeit, Thorheit einzelner Glieder der Gesellschaft können die Nothwendigkeit derselben nicht aufheben. Menschen, die sich noch so sehr dem Glücke ihrer Nebenmenschen widersetzen, können und thun es nicht in allen Fällen. Es müßte erlaubt seyn, sagt man, den Abschaum der Menschen aus der Gesellschaft zu stoßen; allein wie selten sind nicht einmal schon ausgezeichnete Bösewichter, und wie seltener

noch sind sie es ungestraft? Man kann sie meiden; und gesetzt, man müßte wirklich von ihnen leiden: so ist dieß eins von den nothwendigen Uebeln, deren es so viele giebt, und die der Weise lieber erträgt, als bekämpft.

Da die Menge der Menschen fast für unzählbar angenommen werden kann, so hat man sie nach den nähern Verbindungen und Verhältnissen, worin einige mit den andern vorzüglich stehen, in Länder, Städte, Familien u. s. w. abzutheilen für gut befunden. Daher die Namen Nation, Vaterland, Haus, wodurch einzelne Abtheilungen der Gesellschaft angedeutet werden, die noch zu besondern Verbindlichkeiten verpflichten, die Pflichten gegen die allgemeine Gesellschaft beschränken, nie aber aufheben.

Nation, Vaterland, Familie heben unsere Verbindung mit der Verbindlichkeit gegen die allgemeine Gesellschaft nicht auf. Nur diejenigen, welche nie nachgedacht, können den Wahn sich erlauben, daß nicht alle Menschen ihre Brüder sind. Die verschiedenen Religionen, nach welchen auf unserer Erde die Gottheit verehrt wird, hören auf, diesen Namen zu verdienen, wenn sie Grundsätze lehren, wodurch das geheiligte Band der allgemeinen Bruderverliebe zerrissen wird. Falsch ist die Religion, welche, unter was immer für einem Vorwande, Menschenhaß und Feindschaft lehrt.

Was die Liebe zum Vaterlande sey, kann man nur aus den Beispielen, welche in der Geschichte davon ausgezeichnet sind, lernen. Es giebt Weltweise, die sie als die allgemeine Liebe zu sehr einschränkend verwerfen, und die behaupten, das ganze Erdrund, wo es von Menschen bewohnt werde, sey ihr Vaterland.

Die Beispiele der Vaterlandsliebe, haben jedoch ein solches Ansehn unter den Menschen bekommen, daß sie fast als Geseze geachtet werden, und es würde also gefährlich seyn, sie vom Gegentheil zu überreden. Bei den Römern wurde sie am höchsten getrieben, und diese Nation wäre vielleicht noch, was sie einst war, hätte Eigennuz die edlere Vaterlandsliebe nicht verdrängt, und sie ins Verderben geführt.

Vaterlandsliebe und Blutsfreundschaft stehen nicht in gleichem Verhältniße. Letztere ist stärker; wenn man sie jedoch ohne Rücksicht auf die besondern Verblindlichkeiten derselben betrachtet, so drehen sich beide gleichsam um eine Achse, mit der sie mehr oder weniger in Verbindung stehen, je mehr oder weniger sie von derselben entfernt sind.

Das Band der Verwandschaft ist bekannt, so bekannt, daß es keiner weitem Erläuterung bedarf, wie achtungswerth es sey. Jene Frau die in dem Falle war, Mann, Sohn und Bruder zu verlieren, und die Erlaubniß erhielt,

für einen davon das Leben zu erbitten, fiel mit ihrer Wahl auf den Bruder; sie urtheilte so: einen Mann kann ich wieder heurathen, einen Sohn wieder gebähren; allein da mein Vater todt ist, kann ich nicht hoffen einen Bruder wieder zu bekommen. Diese Wahl verräth jedoch mehr Eigennutz als Natur.

In der Natur hat alles seine Stufen. Der Dank, den ein Kind denjenigen schuldig ist, welche ihm das Dasein gegeben, muß überwiegend seyn, denn dieß ist die erste Quelle seiner Freude. Dem Kinde gebührt es nicht, die Gründe zu entsalten, welche die Eltern zu dessen Erzeugung bewegten. Genug es dankt ihnen sein Dasein, und ohne sie, wäre es nicht.

Der Ehestand verbindet zwei Personen von verschiednem Geschlechte mit einander. Die gegenseitigen Verpflichtungen, wodurch diese Verbindung geknüpft wird, der Endzweck welcher dabei statt hat, das Vergnügen welches sie rechtmäßig gewährt, macht sie ehrwürdig, unauflösbar.

Ich kann nicht begreifen, wie das kluge römische Volk die Ehescheidung hat billigen können. Sie entkräftet auf einmal geleistete Eidschwüre, streitet wider die Schamhaftigkeit, wider Erziehung, wider das Gesez der Liebe, welches sie vernichtet.

Wer die geselligen Verbindungen mit einigem Ernst untersucht, wird den Ehestand, welcher ihre Fortdauer zur Absicht hat, nie ohne Achtung, und das eheliche Leben wodurch sie geführt wird, nie ohne Widerwillen ansehen können. Man hat die Gesetze in Beziehung auf den Ehestand vermehrt, und doch hat man noch zu wenige, wodurch er begünstiget wird.

So sehr man auch die Mißbräuche und Ausschweifungen gehäuft hat, wodurch der Endzweck der Ehe vereitelt, ihre Glückseligkeit unterbrochen wird: so wird man doch nie die Heiligkeit derjenigen Verbindlichkeiten, wozu sich diejenigen, welche sich in denselben begeben, anheischig gemacht, aufheben können.

Die Fortdauer der menschlichen Gesellschaft hängt von der steten Erzeugung neuer Mitglieder ab; allein die Glückseligkeit derselben, von ihrer Bildung. Man hat geglaubt, daß die Vorsorge der Eltern hinlänglich zur Erziehung ihrer Kinder wäre, allein die Erfahrung lehrte das Gegentheil. Eine vernachlässigte Erziehung bewirkt Ausschweifung und Trägheit, und diese beiden Laster bilden Ungeheuer, welche die Gesellschaft zerrütten.

Niedrigkeit, Verachtung und Armuth sind gemeinlich mit dem Erziehungsamte verbunden: daher kömmt es, daß sich Personen welche dazu fähig wären, demselben

nicht unterziehen, und sich also nur Leute diesem wichtigen Geschäfte widmen, die entweder keinen Muth, oder keine Fähigkeit zu andern haben. Eltern rechnen sich leider! es sogar zur Schande an, ihre Kinder selbst zu erziehen.

Bei den Lazedämoniern müssen einstmals die Kinder in öffentlichen Anstalten erzogen werden, worüber die Obrigkeit selbst die Aufsicht führte. Hätten sie diese Einrichtung stets beibehalten, so würden sie noch das weiseste und mächtigste Volk auf der ganzen Welt seyn.

Ich kann der Meinung, daß die Laster eben so viel als die Tugenden zum Glück der Gesellschaft beitragen, auf keine Weise beitreten. Die zufällige Wendung, welche letztere zuweilen zum Besten derselben nehmen, geschieht doch immer auf Kosten des Glücks derjenigen, die sie ausüben, denn dieß hängt bloß von der Tugend ab.





Tugend und Laster.

Man wird wirklich zweifelhaft, ob man das Bemühen, die Begriffe von Tugend und Laster unendlich zu machen, mit einander zu verwirren, von Eigenmuth, Eigensinn, Unwissenheit oder Bosheit herleiten soll; Männer von Ansehn, haben es zu thun gesucht. Einigen ist es leider! so sehr gelungen, daß sie auf die traurige Verwirrung, welche dadurch angerichtet wurde, stolz wurden, und sich eines schändlichen Sieges rühmten. Es ist jedoch nur scheinbar, und ihr behaupteter Irrthum wird die Wahrheit nie ganz verdrängen. Diese Hoffnung

ist tröstend; doch muß man immer die traurigen Folgen, welche dadurch hervorgebracht wurden und noch werden, befeugen.

Ihre Trugschlüsse müssen auf unsere, durchs Gewissen bestätigten Grundsätze keinen erschütternden Einfluß haben. Wir müssen jenen, die man uns aufzudringen sich bemüht, nicht eher einige Gewalt über uns einräumen, bis sie von diesen gebilliget werden. Das geringste Nachdenken wird uns den Fallstricken ihrer, sehr oft wahrscheinlichen Irthümer entziehen, und uns vom Abgrunde zurückhalten, in welchen wir zu Kürzen im Begriff stehen.

Das bloße Bemühen, die Begriffe von Tugend und Laster mit einander zu verwechseln, muß schon an sich unser Mißtrauen reizen. Können Dinge, deren Begriffe, deren Namen selbst, sich ganz entgegengesetzt sind, einander gleich seyn?

Durch die Behauptung: Laster wäre nichts anders als Mißbrauch der Grundsätze, worauf Tugend gebaut ist, wird keine Gleichheit zwischen beiden dargethan; sondern vielmehr bewiesen, daß sie verschieden und einander entgegen gesetzt sind. Sparsamkeit, Freigebigkeit sind Tugenden; Geiz und Verschwendung, Laster; eben so unterscheidet sich Tapferkeit von Ausgelassenheit; zufriedene

Ruhe von unthätiger Gleichgültigkeit. Man kann sagen das Laster gräunt an die Tugend, fängt an, wo jene aufhört.

Anderer ebenfalls berühmte Männer, schmeichelten sich eines bessern Erfolgs, wenn sie die Quelle der Tugend angriffen. Sie behaupteten deshalb, daß aus einer Quelle, woraus sowohl Gutes als Böses entspringe, ohnmöglich etwas Vollkommenes entspringen könne; Tugend und Laster entspringen aus einer und derselben Quelle, folglich wären beide nur in Ansehung des Namens verschieden. Sie fordern also, daß Laster durch Laster gesteuert werden solle, und scheinen sich zu fürchten, daß wenn dieses durch die Tugend geschähe, sie das Uebergewicht bekommen, und herrschend werden mögte. Nach ihrer Meinung ist die Welt das Reich der Laster, und Tugend Wahn:

Es ist wahr, Selbstliebe ist fast bei allen unsern Handlungen thätig; aber falsch ist die Behauptung, sie erzeuge nur Laster. Selbstliebe, die billige Wohlwollen gegen uns selbst, wird mit uns geboren, stirbt mit uns. Es ist entweder vernünftig und geordnet, oder unvernünftig und ausschweifend. Jenes befördert den Wachsthum der Tugend; dieß erzeugt Laster. Wer aber kann darthun: daß die Selbstliebe bei allen Tugendhaften ausschweifend ist? Vergebens bemühen sich die eingebildeten Senn-

wollenden Weltweisen, Lukrezians Tugend verdächtig zu machen, und die verzögerte Ausführung ihres Entschlusses zu sterben, von der Betrachtung des mit ihrer Entehrung verbundenen Vergnügens herzuleiten; vergebens, Scipions Enthaltbarkeit dadurch herab zu würdigen, daß sie ihm eine natürliche Unempfindlichkeit für Wollust andichten.

Sie mögen immerhin die Handlungen der Menschen auslegen, wie sie wollen; nie wird es ihnen gelingen, jemanden zu überzeugen: Nero sey dem August gleich gewesen. Ich wünschte sogar, daß es einen von denselben eisele, die stolze Vermessenheit des Königes Johann mit der sanften Weisheit seines Sohnes Carl; die Weichlichkeit Heinrichs des Dritten, mit der Festhaltigkeit Heinrichs des Vierten zu vergleichen. Die gute Sache würde dabei gewinnen. Das Verschiedene dieser Charaktere ist auffallend; sie sind sich ganz entgegen gesetzt, und müssen also auch durch ganz entgegen gesetzte Grundsätze bestimmt werden. Ihre Tugend und Laster haben also nichts gemeinsames.

Vielleicht wird man sagen, daß ich — die Tugend würde dabei nichts verlieren — der Selbstliebe zu viel einräume, und den Menschen einer zu großen Vollkommenheit fähig hielte; da doch die alten und neuern Weltweisen

übereinstimmend behaupten: der Mensch habe einen angeborenen Hang zum Laster und eine natürliche Abneigung wider die Tugend.

Die Untersuchung und Widerlegung dieser Einwendung würde mich zu weit führen. Es sey wie es wolle, so wird man auch daraus keine Gleichheit der Tugend und Laster folgern können. Der Schluß, es gäbe mehr böse als gute Menschen, ist wahr; aber falsch ist es, daß alle, die sich uns als gut zeigen, verstellte Lasterhasse sind.

Ich glaube vielmehr, was man auch immer dagegen einwenden mag, behaupten zu können, daß Gütte, Gerechtigkeit, Mitleid, Großmuth, Größe der Seele, Unzähligkeit, Treue, Bescheidenheit, Mäßigkeit, Sanftmuth, Standhaftigkeit und Freundschaft, keinesweges bloße Einbildungen sind; kurz, daß Tugenden aller Art statt haben. Ich will nicht behaupten, daß unvollkommne Menschen sie im vollkommensten Grade besitzen; sondern nur, daß es wirklich Tugenden giebt, wenn gleich nur von der Art, wodurch, wie ein großer Mann sagt, die Römer würdig waren, die Welt zu besiegen. Die Nachgiebigkeit der Tugendsfreunde, das beruhigende Verußtseyn, welches ihnen der Besitz der Tugend gewährt, mag bei geistigen Wesen Unvollkommenheit seyn; bei

Menschen, welche der Sinnlichkeit unterworfen sind, sind sie es nicht.

Mit dem Vergnügen, welches die Tugend denen die sie ausüben, gewährt, verhält es sich wie mit dem eigenthümlichen Wohlgeschmack der Speisen. Gott theilte letztern, unabhängig von aller Kunst, denselben mit, um die Menschen anzureizen, sich ihrer zu bedienen. Warum hat man also auch nicht annehmen dürfen, daß auch Gott mit der Ausübung der Tugend ein untrennbares Vergnügen verbunden, welches den Reiz bestimmt, der die Menschen dazu auffordert.

Man muß wirklich ein böses Herz haben, wenn man die Tugenden, welche offenbahr zum Wohl des menschlichen Geschlechts nothwendig sind, so falsch beurtheilen kann. Sieht man je, daß ein Armer, wenn er Wohlthaten empfängt, mit seinem Wohlthäter über die Reinigkeit der Bewegungsgründe, welche diesen zur Wohlthätigkeit bestimmten, streitet?

Die Laster muß man bekämpfen, sie verdienen unsern Abscheu. Können wir sie auch nicht vertilgen, wenn wir sie in ihrer verhassten Gestalt darstellen, so werden wir doch immer ihre Gewalt schwächen. Die Menge ihrer Anhänger darf uns nicht abschrecken, sie so zu schildern,

wie sie sind. Der Umgang mit Lasterhaften macht uns mit Lastern selbst vertraut, und die Gewohnheit macht abscheuliche Beispiele so erträglich, wie ein häßlich Gesicht; ihre Gewalt ist hinreißend, und wir werden gar zu leicht denen ähnlich, mit welchen wir umgehn. Die, leider! schon zu weit ausgedehnte Herrschaft der Mode, muß sich nicht bis auf die Sittenlehre erstrecken.

Unter Heinrich dem Dritten erlaubte man sich Ausschweifungen ohne Scheu; Ludwig der Neunte verlor den offenen Charakter der Franzosen, und ohne Franz den Ersten, wären sie Heuchler geworden. Ausschweifungen, wenn selbst Nationen sie billigen, werden vom Weisen verabscheut.

Kein Alter, keine Zeit, kein Land rechtfertiget die Laster; auch giebt es keine böse Neigung, welche man nicht besiegen könnte. Ganz von ihren Anfällen befreit bleiben, hängt nicht von uns ab; allein diesen Widerstand leisten, diese unterdrücken, beruht auf unserer Willkür.

Jeder Mensch hat in Ansehung des Guten und Bösen freie Wahl. Auf diesem wahren Grundsatz beruht der Grund aller Regierungsarten, Einrichtungen, Gesetze. Die moralische Freiheit kann durch menschliche Satzungen nicht beschränkt werden; wir können das Vorrecht

unserer Seelen zu allen Zeiten nützen. Diejenigen, welche vorgeben, daß sie ihren Leidenschaften nicht widerstehen können, wollen bloß mit diesem Vorgeben ihre Ausschweifungen beschönigen. Wie wenig es gegründet sey, zeigt die Willführ ihrer Handlungen.





Leidenſchaften.

Die Menſchen wiſſen noch ſehr wenig was Leidenſchaften ſind, obgleich ſie davon belebt, und faſt in allen ihren Handlungen gelenkt werden.

Der Name Leidenſchaft iſt bei gewiſſen Menſchen ſehr gemein. Sie führen ihn beſtändig im Munde, und wiſſen von dem, was dadurch bezeichnet wird, nichts: Andere überlaſſen ſich einer oder der andern Leidenſchaft ohne alles Nachdenken und ohne Mäßigung, und noch andere, die ſich weiſer dünken, ſuchen zu behaupten, daß ſie unwillkürlich ſind, und die Harmonie der Welt ausmachen. Auf dieſen Grundſatz bauen ſie moralische Systeme, welche offenbare Beweiſe der Boſheit und Dummheit ſind.

Der Name Leidenſchaft bezeichnet jede heftige Bewegung der Seele. Die Stärke oder Schwäche derſelben hängt

hängt vom Charakter desjenigen ab, den sie befeelt. Es giebt Leute, die ganz ohne Leidenschaft zu seyn scheinen, und diese sind keinesweges die unglücklichsten; es giebt andere, die ganz Leidenschaft sind, und man kann sie nicht für die glücklichsten erklären. Beispiele dieser beiden äußersten Arten, sind jedoch äußerst selten, und man darf denen, die sich ersteres oder letzteres rühmen, nicht ganz trauen, weil es oft Verstellung ist.

Der Ursprung der Leidenschaften gründet sich auf Bewegungen der Seele, die wieder vom Temperamente abhängen. Es ist also nicht willkürlich Leidenschaften zu haben oder nicht; weil es nicht auf den Willen der Seele ankommt, Eindrücke der Seele zu empfangen oder nicht. In diesem Betracht hat die Seele keine Willkür. Zuhle Freiheit, und diese ist allen Menschen eigen, besteht darin, die Wirkungen der Eindrücke zu billigen oder zu mißbilligen.

Jemehr man den empfangenen Eindrücken Gewalt einräumt, um desto mehr wird die Freiheit der Seele eingeschränkt. Das was man zu einer Zeit leicht besiegen könnte, ist zur andern schwer; und kann endlich ganz unbesiegbar werden, wenn nemlich die Vernunft ihre Herrschaft ganz verliert.

Die Lazedämonier hielten dafür, daß der Anblick eines Besoffenen hinlänglich sey, das Laster des Saufens abscheulich zu machen; auch bei verschiedenen andern Leidenschaften hat dieß Statt. Der Zorn, die Wuth, der

Weid, der Weis, äußern sich unter so häßlichen Gestalten, daß sie denen, die Zeugen ihres Ausbruches sind, Abscheu einflößen müssen.

Diese Leidenschaften sind nicht ansteckend, und das Beispiel der Eltern hat oft Kinder abgeschreckt; sich demselben zu überlassen.

Aber es giebt auch Leidenschaften die nichts Widriges an sich haben, und sich unter einer einnehmenden, gefälligen Hülle äußern. Die vorzüglichsten dieser Art sind: der Ehrgeiz, die Ruhmbegierde, die Liebe. Letztere ist die gefährlichste, die lebhafteste, die hinreißendste von allen, weil sie am meisten mit unserer Natur übereinstimmt.

Die Liebe umfaßt so mannigfaltige, so verschiedene Gegenstände; man hat so verschiedene Begriffe davon, daß es unmöglich ist, einen allgemeinen bestimmten Begriff davon zu geben. Ein jeder Mensch, erklärt sie sich nach seiner Art, und alle Erklärungen widersprechen sich.

Liebe ohne Sinnlichkeit leugne ich alle Wirklichkeit ab, und halte die in Romanen geschilderte, ganz geistige platonische Liebe, für nichts mehr und nichts weniger, als ein Hirnspinnst. Der Liebhaber im Pastor fido, welcher so ganz von aller Sinnlichkeit frei scheinen soll, wünscht doch wenigstens sehr viel, obgleich er wenig hofft, und nichts fordert. Die, welche diese erdichtete Liebe so feurig erheben, wollen bloß ihre heimliche Absichten, unter einer Hülle verbergen, welche für die minder abschreckend ist, welche aus Schaam sich jenen widersetzen. Doch

dem sey wie ihm wolle. Die gegenseitige Reize der beiden Geschlechter für einander, bestimmen den Grund der Liebe.

Freundschaft unterscheidet sich von Liebe dadurch, daß sie eine reine Verbindung der Seelen und der Herzen ist. Ihre geringere Lebhaftigkeit hängt von der Abwesenheit des Sinnlichen ab, wodurch sie auch, wie ich glaube, zu einer edlern, dauerhaftern und ehrwürdign Tugend, und die Leidenschaft edler, gefühlvoller Seelen wird.

Eigennutz, Ehrgeiz, Eifersucht zerreißen oft' ihre Bande. Das Vollkommene ist selten, und Freundschaft fordert zu viele Vollkommenheiten um allgemein zu seyn. Verkanntschaft giebt es genug; allein ächte Freundschaft findet man wenig. Leute die heftigen Leidenschaften unterworfen sind, sind selten für Freundschaft fähig, ausgenommen wenn diese den Gegenstand ausmacht.

Freundschaft gewährt den süßesten Trost des Lebens. Es verräth Mangel an Klugheit, wenn man sich nicht frühzeitig um den Besitz eines Freundes bewirbt. Nach der gelassenen Herzhaftigkeit, unterstützt und wohl nichts kräftiger, die Reihe von Widerwärtigkeiten zu ertragen, welche den verschiedenen Zeitaltern des Lebens eigen sind, als die Freundschaft.

Will man aber diese Vortheile der Freundschaft genießen, so muß man sich der Freundschaft würdig zeigen; die welche immer fragen: wo findet man Freunde? haben sich nie bestrebt, sie zu verdienen.

Im Besitz auch nur eines einzigen Freundes kann man ohnmöglich das Leben wirklich hassen. Schwachheiten, welche von der Menschheit untrennbar sind, sind keine Hindernisse der Freundschaft, nur solche, die durch ihren Stolz dazu unfähig sind, nehmen dieß an. Diogenes sagte: ich suche Menschen, aber nicht: Menschen ohne Fehler. Die Freundschaft billigt den Ausdruck beim Terenz: ich bin Mensch, und habe mit menschlichen Schwachheiten Rücksicht.





Glück und Unglück.

Diese beide Ausdrücke sind äußerst unbestimmt. Man versteht sich selten, wenn man davon redet, und doch redet man von nichts häufiger als hiervon.

Einige leiten das Glück und Unglück vom Zufall her. Männer, die uns überreden wollen, daß sie aufgeklärt denken, bedienen sich dieses Worts. Fordert man von ihnen eine Erklärung desselben, so antworten sie entweder nichts, oder berufen sich auf die dunkle Ungewißheit unserer Schicksale; führen zur Bestätigung ihres Irrthums Beispiele derselben an, die, ihrem Vorgehen nach, bloß vom blinden Zufalle hergeleitet werden können. Eine eigentliche Bestimmung was Zufall sey, vermeiden sie um

desto geffentlicher, weil, wenn eine statt hätte, der Zufall aufhörte, Zufall zu seyn,

Es ist eben so thöricht, wenn andere die Schicksale der Sterblichen von einer unwandelbaren Vorherbestimmung, vom Einflusse der Gestirne herleiten. Man darf nur ein wenig nachdenken, um sich davon zu überzeugen; um einzusehn, daß das Glück des einen, das Unglück des andern, von dem Zusammenflusse mehrerer reeller Ursachen herrührt, daß in der ganzen Natur nichts ohne zureichenden Grunde geschieht; daß wir von diesem genug wissen, um uns davon überzeugen zu können; obgleich nicht immer genug wissen, um auch anderen ihn anschauend darthun zu können.

Die Vertheibiger des Zufall's wollen ihren Irrthum durch das Spiel erklutern. Sie sagen: dieß sey eine Reihe möglicher Fälle und Abänderungen, die sich oft lange zum Vortheil des einen, zum Nachtheil des andern ereignen, ohne daß man eine andere Ursache davon, als den Zufall annehmen kann; und eben auf dieses Zufällige gründet sich das angenehme des Spiels, welches wegfallen würde, so bald man die Ursache desselben einsehn, und folglich das Glück des einen, das Unglück des andern vorhersehen könnte.

Was sie vom Spiele sagen, wollen sie auf alle Begebenheiten und Schicksale angewendet wissen, deren Grund und Ursache sich unsern Blicken entzieht; allein, daß dies nicht so ist, wird beim geringsten Nachdenken einleuchtend.

Andere leiten Glück und Unglück von der Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit seinem Stande her. Daß dieses zum Theil wahr sey, ist nicht zu läugnen, allein da man doch nicht immer weiß, ob man in seinem eigentlichen Berufe ist; da man mit dem Worte Beruf oder Stand verschiedene Begriffe verbindet, und über die Wege welche zu unserm eigentlichen Berufe leiten, uneins ist, so ist auch diese Quelle nicht außer allen Zweifel gesetzt.

Alle Welt will glücklich seyn; will es, ohne es selbst zu wissen. Dieß instinktmäßige Wollen leitet unsicher; bedarf eines Unterrichts, wodurch es bestimmt wird, unter der unendlichen Menge von Gegenständen, die sich demselben darbieten und seinen Beifall erhalten, die auszuwählen, welche wirklich sein Glück machen. Ein Blinder mag immerhin Hunger haben, ihm mag alles gleich seyn, diesen zu sättigen, er wird dennoch immer in Gefahr seyn, sich zu vergiften, wenn nicht ~~Sehnde~~ ihm das auswählen, was zur Nahrung schicklich ist.

Seitdem Menschen diese Welt bewohnen, haben sie sich beschäftigt, Auslegungen über das Glück zu machen; haben es bestimmt, dessen Werth festgesetzt, und doch

sieht man täglich, daß die am glücklichsten sind; welche nie darüber nachdachten, und wegen einer Antwort sehr verlegen seyn würden, wenn man sie fragte: was Glück sey? Sie genießen es, ohne es zu kennen. In Hütten geboren, wo noch unverdorrene Sitten herrschen, treiben sie die Gewerbe ihrer Väter, kennen bloß natürliche Bedürfnisse und verehren die Vorsicht welche ihnen diese gewährt. Arbeit ist bei ihnen Gewohnheit, die Quelle ihrer Freude und ihrer Gesundheit. Virgils Ausspruch: wie glücklich könnten die Landleute seyn, wenn sie mehr Kenntnisse hätten, um alle Vorzüge ihres Standes einzusehen! scheint mir nicht ganz gegründet zu seyn. Vielleicht trügen sie eher zu ihrem Unglücke, als zu ihrem Glück bei.

Glücklich zu seyn, bedarf es keiner gelehrten Kenntnisse des Glücks. Nur Regenten sind diese nothwendig. Ihr eigenes Wohl fordert es, das Wohl des Volks richtig beurtheilen zu können. Dieß steht mit jenem in der genauesten Verbindung; auf das der letztern gründet sich fast einzig und allein, das Glück der erstern.

Hindert also zu viele Kenntniß, zu viel Aufklärung der Erlangung des Glücks, was muß man denn thun, um glücklich zu werden? Die meisten Menschen denken über ihr Glück nach; wenn man darüber nachdenkt, so wünscht man es; sollte es also wohl ohnweglich seyn, das

Glück zu finden, weil man darüber nachdenkt, weil man es sucht?

Unser Glück hängt theils von uns ab, theils aber auch nicht. Es hängt nicht von uns ab, weil unser Temperament, unser Karakter, unsere Begriffe oft mit dem Willen, oft mit unsern Bedürfnissen in Widerspruch stehen. Es hängt von uns ab, weil Temperament, Karakter und Begriffe durch uns verbessert werden können.

Falsch ist der Wahn, daß die Lage, die Zufälle, die Umstände unseres Lebens unser Glück hindern können. Alles was außer uns ist, kann nur insofern einen Einfluß auf unser Glück haben, als wir durch unsere Leidenschaften davon abhängig werden. Diese Wahrheit wird von der Vernunft bekräftiget, und berechtiget mich zu behaupten, daß jeder glücklich seyn kann, der es nur ernstlich will.

Um glücklich zu werden, muß man einmal wissen, was Glück sey, und denn ernstlich es besitzen wollen. Man will gemeinlich alles nur halb; deshalb sinken viele Leute unter ihrem Stande herab. Das Glück, das so sehr geliebte Glück, hat dieß mit vielen andern Sachen im Leben gemein, daß man nicht entschlossen genug es will.

Man kann also einmal deshalb nicht glücklich seyn, weil man es nicht ernstlich genug wollte; man kann aber auch deshalb nicht glücklich seyn, weil man nicht weiß, was

Glück ist. Man frage die Menge derer, die nach Glück laufen: was sucht ihr? Alle werden antworten: Glück! Man frage sie, was Glück sey? und kaum einer wird es kennen; unzählige Menschen durchleben so ihre Tage, und sterben, ohne gewußt zu haben, was sie suchten.

Es giebt viele Menschen, die das Glück gut zu kennen wähnen, und sich einbilden, nur einen Schritt thun zu dürfen, um es zu erhaschen. Diese sind oft noch unwissender als die vorigen. Sie werden von einem Irrlichte getäuscht. Das was sie so gut zu kennen glaubten, so sehnlich wünschten, war gar nicht das, was ihr Glück würde bestimmt haben; sie erlangten es, und der Erfolg war, daß dessen Besitz ihnen zuwider wurde. Zu spät zum verbessern, erkannten sie dann erst ihren Irthum.

Man sehe die Afrikaner an, denen Mangel zur Gemohnheit geworden, und die unerwartet reich werden. Sie wissen nicht einmal die Tausende anzuwenden, welche sie besitzen. Man betrachte einmal die Stolgen, welche aus Unterthanen Herrscher werden; sie fürchten immer durch den Neid anderer gestürzt zu werden. Cromwell, dessen schlaue Politik die stolze Nation unterjocht hatte, litterte für sein Leben, und wagte es deshalb nicht, zwei Nächte in einem Zimmer zu schlafen; genoß nie der erquickenden Ruhe, welche den ärmsten seines Volks einwiegte.

Es findet denn gar kein Glück statt, wenn alles das kein Glück ist? Dieß folgt nicht. Man muß es nur auf einem andern Wege suchen, und dieser ist nicht verborgen. Ordnung, Uebereinstimmung, Verhältniß in den Theilen, bestimmt Schönheit und Vollkommenheit des Ganzen. Die Unruhe des Meers ist Wirkung stürmender Winde, und Krankheit des Körpers rührt von der Unordnung in den Organen her. Sollte das Glück nicht eine Folge der Ordnung unserer Gedanken, der Mäßigung unserer Leidenschaften seyn?

Wie fängt man es aber an, die Gedanken zu ordnen, und was versteht man eigentlich darunter? Man muß alle Dinge für das halten, was sie sind, und nicht was sie scheinen; muß ihren Werth nicht eher festsetzen, bis man ernsthaft darüber nachgedacht, und sie dann erst einander unterordnen. Pflichten gehen dem Vergnügen, die Ehre dem Leben, Gesundheit dem Reichtume vor.

Die Leidenschaften mäßigen, ist keine leichte Sache. Viele bemühen sich gar nicht, es zu thun; andere erliegen während dem Bemühen. Man bemüht sich sogar sie zu stärken, zurückzurufen, wenn sie fliehen. Wenige legen sich von selbst, und diese waren entweder schwach, oder blengen von der Gesundheit ab, deren Verfall auch ihre Mäßigung nach sich zog.

Ich habe Menschen gesehen, die von heftigen Leidenschaften befürt wurden, und ihr ganzes Glück in deren Befriedigung suchten. Dieß von aufbrausenden Leidenschaften erzeugte System hatte den traurigen Erfolg, daß viele junge Vollküstlinge Opfer eines frühzeitigen Todes wurden; es schien als wenn sie aus Verdruß und Langeweile gestorben wären, weil sie nichts mehr hatten finden können, wodurch sie aus Leben wären gefesselt worden.

Man hat Beispiele, daß heftige Leidenschaften durch Vernunft und Weisheit so unterdrückt oder geschwächt worden, daß man kaum eine Spur mehr davon entdecken kann.

Das Glück verdient angestrongtes Bemühen. Man sagt mehrentheils denen, die sich über ihr Unglück beklagen, keine Unwahrheit, wenn man sie selbst für Urheber desselben erklärt. Vergleicht man die schrecklichen Folgen der Leidenschaften, mit der geringen Mühe, diesen durch Unterdrückung jener vorzubauen, so ist es schwer zu begreifen, wie man unentschlossen seyn kann, diese anzuwenden.

Die Begebenheiten des Lebens können unser Glück ändern, und uns den traurigsten Bedürfnissen aussetzen. Dieser Wechsel muß keinen Einfluß auf unser Herz haben; es muß seine Herrschaft behaupten, und sich eine Stand-

hastigkeit eigen machen, die weder durch Armuth noch durch den Anblick des Todes erschüttert wird.

Der Schmerz darf Thränen ausdrücken, aber der Muth muß sie abtrocknen; man darf klagen, aber nicht winseln; den Todt dem Leben vorziehen, aber nicht verzweifeln; man kann ohne Schaam arm, und in Banden frei seyn. Glücklich ist, wer die Ursachen der Dinge erkennt und mit edlem Stolze jeder Furcht, jedem Sturme des Schicksals trotzet.





Stände des Lebens.

Zwang, Bedürfnis, Leidenschaft, Laster und Tugend haben die verschiedenen Stände in der Welt veranlaßt. Nur wenige der eingeführten und festgesetzten tragen zu ihrem Besten nichts bei, zwecken nicht zu ihrem Vortheile ab. Nach dem Maasse, wie sie derselben nützen, verdienen sie Achtung und Unterstützung, und dadurch wird überhaupt der Vorzug des einen vor dem andern bestimmt.

Nur der Mensch ist wirklich ehrwürdig und groß, der zum Glücke seiner Mitmenschen beiträgt, der seinen Fleiß und seine Kräfte zu nützlichen Dingen verwendet. Cicero sagt, so wie die Produkte der Natur, für die Menschen, so sind die Menschen für einander geschaffen.

Reichthum und Ansehen bestimmen keinesweges den großen, nicht einmal den mittelmäßigen Mann. Auf diesen Grundsatz muß man Rücksicht haben, wenn man sich einen Beruf wählt, wenn anders unsere Lage, die Unwissenheit oder der Eigensinn der Eltern uns eine Wahl erlaubt; wenigstens aber muß man seiner stets eingedenk seyn, um den Beruf, welchen man, wenn auch gezwungen, angenommen, würdig zu bekleiden.

Ich habe bemerkt, daß man für die, welche nur einen kleinen Wirkungskreis haben, zu wenig Rücksicht hat, und sie eben so beurtheilt, als die ganz unnützen. Billig sollte man jedoch auf ihr Verhältniß Rücksicht haben.

Auch der sonderbare Karakter, oder Geschmack eines großen Mannes, geschickten Künstlers u. s. w. geht uns nichts an, genug wenn er sich zum Besten der Welt wendet, er hat dadurch Anspruch auf unsre Achtung und verdient Beweise derselben.

Habsucht ist leider eine sehr allgemeine Leidenschaft, und unterdrückt den edlen Eifer fürs allgemeine Wohl. Man macht keinen Unterschied mehr zwischen dem, was rechtschaffen und nützlich ist, und erklärt sogar alles was Vortheil bringt für rechtschaffen.

Uebersallben hört man klagen, daß es wenig gute Bürger gäbe: allein kann es deren viele geben, da jeder sich alles ist? Eine mäßige Selbstliebe ist erlaubt; dieser aber alle Pflichten gegen andere nachsehen, und dabei gar keine Rücksicht aufs allgemeine Wohl nehmen, ist tadelnswerth. Seine Kräfte fürs Vaterland aufopfern, hält man für Homanentugend, die in unsern Zeiten nicht mehr Sitte ist. Was erndtet man für sich und die seinen, fragt man, anders als Undank dafür ein? Oeffnen und denn aber die Dienste, welche wir dem Vaterlande leisten, nicht den sichersten Weg zum Glück; und gesetzt, wenn wir auch keines dadurch erwerben, ist das süße Bewußtseyn, fürs allgemeine Beste gearbeitet zu haben, nicht Belohnung genug?

Es ist ein irriges Vorurtheil, daß nur die, welche erhabene Aemter bekleiden, zum Besten der Welt wirken können. Jeder kann es, nur in seiner Art. Auffallende, glänzende Thaten sind nicht häufig, und nicht immer Wirkungen des edlen Wunsches, sie zu verrichten.

Jeder Mensch hat seinen Wirkungskreis, er mag groß oder klein seyn. Alle mechanische Künste haben Meister in ihrer Art, die Achtung und Liebe verdienen, wenn sie ihren schwächern Mitbrüdern rathen, unterstützen. Der

Armste Sterbliche findet immer noch einen Armen, dem er dienen kann.

Wollte der Finanzminister seinem Vaterlande als Feldherr dienen, und der Feldherr die Finanzen verwalten, so würde alles in Verwirrung gerathen. Der, welcher die Gränzen seines Berufs überschreitet, thut es selten aus Liebe und Eifer für das allgemeine Wohl. Ein jeder Stand hat seine Beschränkungen, und man handelt weise, wenn man innerhalb derselben bleibt. Der menschliche Geist kann nicht alles umfassen; nur in einem beschränkten Wirkungskreis kann er wirklich thätig seyn.

Descartes' Andenken würde wahrscheinlich schon längst erloschen seyn, wenn er anstatt sich bloß der Weisheit und Wissenschaft zu widmen, auch Politik hätte betreiben wollen. Männer, die sich in irgend einer Wissenschaft oder Kunst ausgezeichnet, haben sich immer nur derselben allein gewidmet, und dies ist bei jedem Gewerbe nothwendig, wenn man zu einiger Größe darin gelangen will.

Um andern wirklich zu nützen, muß man besser als diese wissen, was man zu thun hat. Zu wem kann man nicht sagen, willst du ein guter Bürger seyn, so bemühe dich deinen Beruf, deinen Stand getreu und gut zu er-

füllen. Der Vortheil den du selbst davon hast, erstreckt sich auch auf andere.

Schon seit langer Zeit vergleicht man den politischen Staat mit dem menschlichen Körper. Die gute oder schlechte Gesundheitsbeschaffenheit des letztern, hängt von der Art ab, wie jeder Theil desselben seine bestimmte Verrichtung erfüllt. Daß die Füße nützlich sind, hängt nicht von der Verrichtung des Magens ab. *u. s. f.*

Die Welt würde der angenehmste Schauplatz seyn, wenn jeder Bewohner derselben seine eigenthümliche Rolle spielte. Der Vorwand, daß dieß überhaupt fast gar nicht geschieht, kann zu keiner Rechtfertigung dienen, wenn wir die unsrige schlecht spielen. Auf der Schaubühne der Welt geht es wie im Theater. Man sieht die Schauspieler aus, welche so unangemessene Rollen übernommen.

Der niedrigste Handwerker, wenn er sein Gewerbe gut versteht, hat mehr Verdienst um die menschliche Gesellschaft, als ein Minister oder Feldherr der seine Pflichten schlecht erfüllt.

Man muß sich nicht, wie leider oft geschieht! vom trügerischen Anschein blenden lassen. Kein Stand entehrt den, der dessen Pflichten gut erfüllt; aber wie viele Menschen entehren ihren Stand, weil sie dieses vernachlässigen.

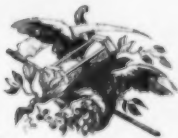
Der Todt guter Bürger, verdient allgemeine Trauer, und die Namen derer, die dem Vaterlande nützlich gewesen, sollten durch Ehrendenkmäler verewiget werden. Dies wäre ein neuer Reiz zu edlen, ruhmwürdigen Thaten, und allmählig würde man anfangen, das zu verachten, was keinen Nutzen für die Gesellschaft hat.

Deutschland liefert Beispiele solcher Belohnungen. Der Markgraf von Baden, hat einem Landmann, der ihm mit guten Rath zum Besten des Landes an die Hand gieng, eine Ehrensäule setzen lassen, mit der Aufschrift, die beiden gleiche Ehre macht: Zur Dankbarkeit gewidmet, für nützliche Rathschläge, von seinem Fürsten. In Egypten wurde über die verstorbene Könige Gericht gehalten, und denienigen göttliche Ehre zuerkannt, die für Väter des Volks erklärt wurden. Die Chineser haben noch die Gewohnheit, das Andenken guter Bürger zu verewigen. Der Kaiser schreibt mit eigener Hand ihr Lob, und dies ist der einzige gültige Adelsbrief bei dieser Nation. Jeder Mensch hat das Vermögen einem andern zu dienen, Regenten und ihre Räthe können Wohlthäter ganzer Nationen sein.

Es giebt eine große Anzahl Menschen, welche die Kräfte ihres Körpers und ihrer Seele gar nicht zum allge-

meinen Wohl anstehenden Tönnen; denen ihr Beruf alle Ges
meinschaft, allen Umgang mit andern Sterblichen verbieth
tet. Ich hoffe daß wenige darunter seyn werden, die
nicht oft ihr unthätiges Leben beschwerlich finden, sich des
halb Vorwürfe machen. Die Vorurtheile womit man
ihren Geist täuscht, und die Beschäftigungen womit man
ihre Muse ausfüllt, können nicht immer die natürlichen
Empfindungen unterdrücken, nie sie ganz erlöschen.

Wie viele vergrabene Fähigkeiten, wie viele verlassene
Künste, wie viel unbedautes Land, bedürfen ihrer Hülfe,
rufen laut darum, leider! ohne gehört zu werden. Thä
tigkeit die eines jeden Fähigkeit angemessen ist, läßt dem
Menschen sein Glück finden, indem sie zugleich zum Wohle
der ganzen Gesellschaft beiträgt.





Vergnügen.

Vergnügen kann nicht beschrieben, sondern nur geföhlt werden. Seine Herrschaft ist uneingeschränkt; sich derselben ganz entziehen wollen, ist Wahn; sich derselben klävisch unterwerfen, Erniedrigung. Ich habe beobachtet, daß Personen, die sich alle Freuden versagten, zur Narzheit übergingen, und die, welche sich denselben ausschweifen überließen, unfennbar und Thieren ähnlich wurden. Die ersten vergaßen daß sie aus Leib und Seele bestanden, und hörten auf vernünftig zu seyn, weil sie ganz Geist seyn wollten. Die andern vergaßen, was sie ihrer Seele, diesem wichtigsten Theil ihres Wesens schuldig sind, erniedrigten sich in Thieren, indem sie so, wie diese, sich ihren Lüste überlassen. Es ist gefährlicher sich ganz den Dep-

gnügungen zu überlassen, als denselben ganz entzogen. Beides ist jedoch unvernünftig.

Unser Wesen besteht aus zwei vereinigten Theilen, die eben so wenig ihrer Natur, als der Art ihrer Vereinigung nach, erklärt werden können. Unsere Unwissenheit in diesem Falle hindert uns jedoch nicht zu erkennen, daß jeder Theil seine besondere Vergnügungen hat.

Man unterscheidet die Freuden der innern Sinne oder der Seele, von denen der äußern, oder des Körpers. Ich will hier nicht untersuchen, ob die letztern von den erstern abhängig sind; ob man irgend ein Vergnügen empfinden kann, woran die Seele keinen Theil nimmt. Ich weiß bloß, daß den Vergnügungen der Seele, der Vorrang vor allen übrigen gebührt; daß man sich früh oder spät einst derer schämt, die sie mißbilligt; daß es Vergnügungen giebt, wodurch die Seele herabgewürdigt, entabekt wird, die sie verabscheut. Haben wir in Ausschweifungen Vergnügen gefunden, so veranlassen sie unausbleiblich in seiner Zeit traurige Veränderungen unseres Glücks, unserer Gesundheit, unseres guten Namens, und vergebens wird man diesen auszuweichen suchen.

Wehe den Unglücklichen, die beim Worte: Vergnügen sich bloß etwas sinnliches denken. Sie werden dadurch in einen Labyrinth geleitet, woraus sie sich schwerlich

Werden finden können. Jede Befriedigung sinnlicher Begierden, erzeugt neue, und nie ändert also eine Befriedigung statt. Die Menschen verkennen ihr Wohl; weil sie sich von den Vergnügungen keine richtige Begriffe erwerben. Unbekannt mit den edlern, dauerhaftern Freuden der Seele, welche in allen Widerwärtigkeiten des Lebens Trost gewähren, und sie mildern streben sie nach flüchtigen, vorüberauschenden Freuden, die nicht von ihnen abhängen, und grade dann aufhören, wenn man ihrer am meisten zur Verführung der Bitterkeiten des Lebens bedürftig ist. Ihre Lebhaftigkeit enthält den Grund ihrer kurzen Dauer. Wenige vergnügte Augenblicke, die im Verhältnisse mit der möglichen Länge des Lebens für nichts zu achten, sollten uns in Ansehung ihrer Natur, ihrer schädlichen Folgen nicht verblenden, nicht hinreißen, Jahre langes Unglück dadurch zu erwerben.

Frühe, schon in der Jugend, muß die Seele an den ihr angemessenen Freuden gewöhnt werden, damit man die Frucht davon im schwachheitsvollen Alter einrücken kann. Diese edlen Freuden zu fühlen, wird der Mensch nur durch Aufklärung, Nachdenken und Kenntnisse fähig. Sinnliche Freuden sind das Grab der Heiterkeit, Guthmüthigkeit und der Ruhe. Eine reizt zur andern. Vergebens

tröhnt man, die Bezierden noch zu besiegen. Gewohnheit fesselt, man fühlt die Schwere ihrer Fesseln, ohne sie zu brechen, ohne sie erleichtern zu können. Man irrt, wenn man glaubt, alle Seelen wären nicht für diese reine Freuden, die aus einer so ergiebigen Quelle entspringen, fähig. Die Menschen mögen verschieden seyn, wie sie wollen, ihr Gefühl für solche Sachen, ist bei allen gleich.

Das Vergnügen, welches Kenntnisse gewähren, ist nur dem fremd, der diese selbst nie kannte. Man behauptet immerhin, das Lesen guter Bücher ermüde. Für eine Zeitlang kann es seyn, aber hat man erst die Abneigung überwunden, so wird man gewiß Vergnügen daran finden. Bücher sind die Nahrung der Seele, und sie wird träge, geschwächt, kraftlos, wenn man ihr diese vorenthält. Umgang kann selten den Mangel derselben ersetzen, noch seltener ausfüllen.

Das Anschauen schöner Werke der Künste, die Bewunderung welche sie in uns erregen, die Betrachtungen wozu sie Anlaß geben, die Kenntnisse welche sie verschaffen, das Gefühl welches sie beleben, die Entdeckungen welche man daran macht, sind Quellen mannichfaltiger edler Freuden. Der Geist ist gewissermaßen unendlich; er nutzt sich nie ab, und wird durch Anstrengung vollkommener.

Die Menschen sind immer mehr thöricht als böse. Aus Eitelkeit wännen sie sich unabhängig vom Sinnlichen; wollen immer himmlischer, geistlicher seyn, als sie sollen, und sind doch sobald es wirklich darauf ankömmt, nur gar zu irdisch und sinnlich. Ich frage die Unglücklichen welche sich durch leichtsinnige Befriedigung ihrer Begierden ins Verderben gestürzt; die sich für unglücklich erklären, weil ihnen, wie sie sagen, keine Freude mehr übrig ist; ob sie das Buch der Welt, das so unendlich mannichfaltige Ausstritte darstellt, erschöpft haben; ob sie durch Betrachtung der Natur ermüdet worden; ob Künste und Wissenschaften ihnen kein Vergnügen mehr gewähren, ob Glückliche zu machen, lieben und geliebt zu werden, keine Reize mehr für sie hat?

Diese Freuden stehen uns nicht. Sie bieten sich uns unter tausend Gestalten und in Menge dar; sind nicht weislich, wenn wir eine der andern verzieln. Es giebt Vergnügungen für alle Gemüther, für alle Stände, für jedes Alter. Wählen wir schlecht; so ist die Schuld unser, und wir werden dafür durch Langeweile und Ueberdruß, worin sie uns versenken, gestraft.

Man beneidet oft die Ergözzungen und Freuden derer, deren Stand man verachtet. Eben so viel und mehr als sie, kann man haben, wenn man sich überzeugt, daß Arbeitamitz

eine ergiebige, die sicherste Quelle der Freude ist. Ein unthätiges Leben muß nothwendig traurig seyn.

Daß Menschen, die sich mit nichts beschäftigen, die meiste Langeweile haben, lehrt die Erfahrung, sie verursachen aber auch dieses bei andern, sind sich selbst, ihren Verwandten, ihren Freunden und Bekannten zur Last, und man fängt an zu gähnen, wenn man sie nur sieht.

Thätigkeit hat einen unterhaltenden Einfluß auf den Geist und füllt dessen Leere aus. Wie, wissen wir nicht. Es ist ein Mechanismus dessen Erfolge eben so gewiß und einleuchtend sind, als die Beschaffenheit desselben unbekannt ist.

Man glaubt, daß große Unglücksfälle den Menschen meralisch tödten; allein eigentlich geschieht dieß durch die Unthätigkeit worinn sie dadurch versetzt werden; denn diese erzeugt Muthlosigkeit. Ihre, durch den Sturz welchen sie erlitten, gereizte Einbildungskraft, zeigt ihnen nur was sie waren, und was sie nun sind. Jede Arbeit wodurch sie ihren vorigen glänzenden Stand nicht wieder herzustellen einsehen, hat keine Reize für sie. Sie empfinden nicht, wie nothwendig diese ist, das beständige Andenken ihres Unglücks zu löschen. Die Langeweile und die bei ihres Gleichen fast unausreichliche Muthlosigkeit,

sind traurige aber gemeiniglich fruchtlose Erinnerungen der Schwäche des menschlichen Geistes.

Jener Diktator vom Pfluge abzuwenden, um Feldherr zu seyn, kehrte willig wieder zu demselben zurück, sobald das Ende des Krieges, oder die minder dringende Umstände des Vaterlandes es ihm erlaubten. Auch dieß war eine Wirkung der Seelenstärke, die wir den Römern zugetheilen müssen. Sie waren nicht muthlos, wie wir in solchen Fällen seyn würden, weil Arbeitsamkeit mit zu ihrem Nationalcharakter gehörte.

Um sich Veranügen zu verschaffen, nimmt man zu vielen Dingen seine Zuflucht, die der Mühe nicht werth sind; man muß diese Mittel verachten, weil sie leicht sind: sie gleichen einem Arzte der lauter trostschmeckende aber auch unwirksame Mittel verordnet.





E h r e.

Die Ehre ist nur der Eitelkeit schmeicheltast; allein diese verbreitet sich in viele Zweige. Bald wähnt man, daß man nur die Ehre zum Wohl des Vaterlandes, bald zur Erhöhung seiner Familie suche; überredet sich, Ehrsucht sey die Folge, die Wirkung edlerer Empfindungen, und träumt sich glücklich im Besitze eines schimmernden Nichts.

Die Leidenschaften sind einander untergeordnet. Jedes Alter des Lebens hat seinen eigenthümliche. In der Jugend herrscht der Trieb nach Ergänzungen, und denn hält man es für erlaubt, Pflichten zu vernachlässigen, deren Erfüllung uns doch in jedem Alter obliegt. Dieser Zustand ist unsern Leidenschaften schmeicheltast, und erhält

Dadurch eine große Gewalt. Junge Leute unterhalten ihn aus Eigennutz; alte aus Dankbarkeit.

Der Mißbrauch des Vergnügens, die Schranken, welche wir unsern Ergötzungen zu setzen gezwungen werden; benimmt ihnen bald das Lebhafteste, welches deren Werth bestimmte; und nun tritt die Ehrsucht an die Stelle der jugendlichen Leidenschaft. Der ernstere Mann strebt nach Ehre, nach Würden und Ämtern, deren Besitz ihn, je nachdem sein Karakter ist, mehr oder weniger berauscht.

Die Beispiele derer, welche im Ringen nach Ehre untergekommen, machen auf andere keinen besondern Eindruck. Soll man die Gefahren, mit welchen es verbunden, scheuen, so muß man sie selbst empfinden. Die Erfahrungen anderer sind für uns keine Warnung. Man weiß in ihrem Verfahren Fehler zu entdecken, wodurch die Erreichung ihrer Absicht vereitelt wurde; bildet sich ein, weiser, vernünftiger und also auch mit glücklicherem Erfolge zu verfahren, als jene.

Nur dann erst, wenn man so wie sie, aber zu spät einseht, daß man einen unverbesserlichen Fehler begangen, Ruhe und Freiheit dem unsinnigen Bestreben nach Ehre aufzuopfern; fühlt man die Last der Würden; fühlt daß

sie glänzende Fesseln sind, welche oft das Ende unseres Lebens beschleunigen.

Vielen Menschen ist Ehrsucht gar nicht unbekannt, und überhaupt besitzen die, welche am heftigsten davon beherrscht werden, meistens die wenigsten Verdienste. Ueberlegte man, wie Würden und Aemter ausgetheilt werden, man würde sich beinahe schämen, darnach zu ringen, und ein thätiges Privatleben für das ruhmwürdigste halten.

Man frage nicht: wozu nützen Würden und Aemter wenn es keine Ehrgeizige gäbe, welche darnach streben? Man würde sodann bloß die Würdigsten damit bekleiden, welche sich gemeiniglich am wenigsten darnach drängen, Kabale und List würden nicht mehr, so wie es jetzt leider geschieht, die Fürsten täuschen, sie nicht gleichsam zwingen, Unwürdige damit zu bekleiden, nicht abhalten, die Würdigsten zu erkennen. Jetzt haben, leider! diejenigen den Vorzug, welche die Kunst verstehen, sich wichtig zu zeigen, sich aufzudrängen; der schüchterne, furchtsame Weise bleibt verkannt.

Stellen, deren erste Erforderniß, Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit ist, werden mit Gelde erkaufte. Reichthum öffnet auch dem Lohen den Zugang zu den wichtigsten Aemtern. Diejenigen welche auf diese Art zu

Nemtern und Würden gelangen, überreden sich fälschlich, daß sie auch die Fähigkeiten besitzen, welche dazu erforderlich sind; um diese also ganz unbekümmert, sieht man bei der Wahl eines Standes, eines Berufs, nur auf das Äußere, auf die Einkünfte und Vorzüge desselben.

Anstatt sich würdig und fähig dazu zu bilden, ergötzt man sich zum voraus, an dem Gebrauch den Schmeichler anzünden werden; übt sich in den Mienen, welche man gegen die annehmen will, welche erst unseres Gleichen waren, und hernach unter uns sind. Gelangt man endlich zum erwünschten Amte, so drückt das ganze Äußere, der Gang, die Stellung, den Stolz der aufgeblasenen kleinen Seele aus. Wie sehr entzücken die erzwungenen, verstellten Ehrfurchtsbezeugungen der niedrigen Nebenbuhler: was verspricht man sich nicht alles von der kriechenden Gefälligkeit, von den niederträchtigen, eigennützigen Schmeicheleien derer, die nie den wahren Werth der Würden, und also auch noch vielweniger den Werth ihrer Besitzer zu beurtheilen fähig waren. Sie gleichen jenen, welche vom Glanze getäuscht, den Esel anbeten, der Heiligthümer trägt.

Selten haben also die Besitzer der Würden und Nemter die dazu erforderlichen Verdienste; noch seltener aber lassen sie sich nicht vom Glanze derselben betauschen.

Gebieten, über das Wohl und Weh, über Tod und Leben anderer entscheiden können, hat so vielen Reiz, daß man meistentheils diese Gewalt nur auszuüben sucht, ohne daran zu denken, ob es auch rechtmäßig geschieht.

So denken wahre Weise nicht. Sie fürchten die Unruhen, worin Würden und Ämter sie stürzen, mehr als die Pflichten wozu sie dadurch verbunden werden; ihr Gewissen können sie schwerer befriedigen, als ihre Richter, und sie würden sich schämen, an etwas anderem Vergnügen zu finden, als an der Erfüllung ihrer Pflichten. Das Murren eines ganzen Volkes stört ihre Ruhe nicht, wenn ihnen ihr Gewissen keine Vorwürfe macht; von diesem allein hängt ihre Zufriedenheit ab. Warum sollte man Menschen scheuen, wenn man nichts von ihnen zu fürchten hat?

Rechtschaffenheit erhebt sich über alle Vorwürfe; ist die einzige Quelle wahrer Ruhe. Die Blindheit des Glücks kann Weise nicht zum Unwillen reizen; sie würdigen es keiner Aufmerksamkeit, weil es seiner Natur nach blind ist. Gelassen sehen sie zu, wie es an die Thüren der Unwürdigen pocht, nachdem es den ihrigen vorbei gegangen, der ungerechte Vorzug, welchen es aus bloßem Eigensinn jenen gewährt, reizt ihre Mißgunst nicht.

Der Wechsel von Erhöhung und Erniedrigung, ist seit
 sehr so gemein, daß man es gar nicht sonderbar findet,
 wenn er Statt hat, man wundert sich vielmehr, wenn
 ein Mensch, der ein erhabenes Amt bekleidet, lange glück-
 lich bleibt.

Liebe fürs allgemeine Wohl ist der einzige rechts-
 mäßige, lobenwürdige Trieb nach Ehrenstellen und Wür-
 den; der einzige welcher ihren Besitz nie lässig, nie übers-
 drüssig werden läßt. Jeder andere Bewegungsgrund täuscht
 eine Zeitlang, und kraßt endlich den Betäuschten.

Der Krieg, dieses fürchterliche Gewerbe, wo Men-
 schen die Münzen sind, womit gespielt wird, ist doch das
 jenige, wo Verdienste am gerechtesten mit Ehre belohnt wer-
 den. Eine Heldenthat im Kriege, wenn man sie anders über-
 lebt, erwirbt uns ein Ansehn, das für sich redend ist,
 keiner Beihülfe bedarf, und dem niemand zu wider-
 sprechen wagt.

Es scheint sogar, daß es den Fürsten an Mitteln fehlt,
 jeden, der sich im Kriege durch auffallende Thaten aus-
 zeichnet hat, ihren Wünschen gemäß, zu belohnen. Willig
 sollte der Stand, welcher den wenigsten Anfällen von Ge-
 fahr ausgesetzt ist, jenen, welcher ihn dawider schönt, in-
 dem er sich tausend Gefährlichkeiten aussetzt, durch ange-
 messene Belohnungen schadlos halten.

Allgemeine Gebete anstellen, gute Wünsche für diejenigen opfern, welche ihr Leben für das Vaterland wagen müssen, und zu dessen Vertheidigung sich noch größern Nachtheilen, als bloß der Armuth aussetzen, ist nicht genug. Edle Racheiferung muß mit Ehrsucht nicht verwechselt werden; sie ist die Leidenschaft erhabener Seelen. Die glühende Wärme, das stärkere Klopfen des Herzens beim Anblicke solcher Männer, welche sich durch glänzende Thaten ausgezeichnet haben, sind Zeichen dieser edlen Leidenschaft, und sie zu tadeln, wäre Unsinn. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen, daß ich als Kind die Lebensgeschichte großer Feldherrn von Cornelius Nepos nie ohne das lebhafteste Gefühl von Ehrsucht las, und oft unwillkürlich hingerissen wurde, es laut zu äußern.

Nachahmung hat etwas slavisches, wodurch der Flug zum Erhabenen gehemmt wird; Ehrsucht, wird durch die Ausschweifungen, wozu sie hinreißt, eine gefährliche Leidenschaft. Racheiferung, ist die edle, würdige Vergierde Gutes zu stiften, der wahre Adel der Seele; wodurch sie von Beispielen anderer gereizt, angefeuert wird, Schwierigkeiten zu überwinden, welche sich der Ausführung großer Thaten widersetzen. Da man nur dem Edlen und Guten nacheifern kann, so wird diese Leidenschaft nie

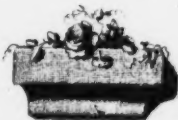
durch Beweggründe des Neides oder der Eifersucht, entsteht und entsteht.

Schlechte Handlungen unserer Nebenmenschen kränken unsern Ehrgeiz, und demüthigen uns, indem wir unsere Würde dadurch erniedrigt fühlen; ihre edlen und ruhmwürdigen Handlungen müssen uns also Freude verursachen: indem wir gewissermaßen an der Ehre, welche für sie daraus entspringt, Theil nehmen können. Es gereicht immer mit zu unserm Besten, wenn sich die Menschen achtungswerth zeigen: weil sie um desto würdiger sind, den Namen unserer Brüder zu führen, jemehr sie Lob verdienen. Geliebt zu werden, hängt nicht von uns ab; aber Achtung können wir uns erwerben. Diese Achtung ist die Quelle jener Ehrfurcht, welche nicht immer mit Rang und Ehrenstellen verbunden ist, und das wahre Glück im Alter bestimmt. Ohne Verdienste erwirbt man sie nie; Würden und Ehrenstellen ohne Rechtschaffenheit, geben keinen Anspruch darauf. Frühzeitig muß man anfangen, sich derselben werth zu zeigen.

Bestimmte Fehler der Jugend werden nie vergessen. Ihr Andenken dauert bis ins späteste Alter, und überhäuft die, von denen sie begangen worden, dann noch, wenn sie es gar nicht mehr erwarten, wenn sie fälschlich wähnen, ihre Ehre sey durch ihren Stand wieder hergestellt worden,

mit Schande. Sie sind von der Art, daß es schwerer ist, ihr Andenken zu erlöschen, als es gewesen seyn würde, sie vermieden zu haben.

Achtung ist ein Schatz, den man frühzeitig, gleich vom ersten Eintritt in die Welt an, suchen muß. Unsere ersten Schritte auf dem Schauplatze der Welt, sind für das ganze Leben entscheidend. Vom ersten Eindruck den wir erregen, hängt alles ab. Unserer Besserung trauet man nie, und man hat Recht; man bringt das, was Alter und Erfahrung wirken, mit in Anschlag, und nimmt an, daß die Zeit über Ehre und Empfindung nichts vermag. Jede Handlung, welche diesen nicht entsprach, hat einen unendlichen Erfolg. Fast könnte man sagen, daß es nothwendiger sey, in der Jugend das Böse zu meiden, als das Gute zu thun; wenn eins ohne das andere statt haben könnte; weil gewöhnlich das Gute weit leichter vergessen wird, als das Böse.





P o l i t i k.

Politik ist diejenige Wissenschaft, welche die Mittel an die Hand giebt, bestimmte Endzwecke zu erreichen. Lehre-tere müssen immer billige, und erstere rechtmäßige unders-laubte seyn. Politik ist die Seele aller Staatsgeschäfte, und übt den Geist mehr, erfordert mehr vereinte Fähigkeiten, als viele andere Wissenschaften zusammen.

Würdige Staatskluge giebt es nur wenige. Man wird sich aber darüber nicht wundern, wenn man die Fähigkeiten in Betrachtung zieht, welche dazu erfordert werden. Hier ist ein kurzer Abriss derselben: Ein durchdringender Geist; richtige Beurtheilungskraft; mannichfaltige

Kenntnisse, und die Kunst sie anzuwenden; ansehnende Offenherzigkeit, und doch Zurückhaltung; feurige Einbildungskraft, und doch auch kaltes Blut; Geschicklichkeit, die Menschen unvermerkt auszuforschen; Gelassenheit und doch auch Zudringlichkeit; Weisheit, ohne immer weise zu scheinen; Zurückhaltung, oft Verstellung; die Kunst, Menschen wider ihren Willen zu ihrem Besten zu lenken, wenn auch gleich ihre unbändigen Leidenschaften sich widersprechen; Grundsätze bei ihnen zu erwecken, denen sich ihr Geist widersetzt, und sie allmählig so daran zu gewöhnen, daß sie ihnen, als ihren eigenen, folgen; Herrschaft über die Leidenschaften: so, daß sie dadurch nie zu nachtheiligen Böthen verleitet werden.

Es giebt eine Astopolitik, die auf List, Falschheit und Treulosigkeit gebaut ist, deren sich jener Hause mittelmaßiger Geister bedient, und die zu Staatsgeschäften und zum Ausführen solcher Unternehmungen, wozu Größe der Seele gehört, ganz unschicklich gebraucht werden. Der Erfolg mag immerhin zuweilen glücklich seyn; allein wird dadurch ein schändliches Verfahren, wodurch listige Betrüger zu den geschicktesten Staatsklugern wurden, gerechtfertiget? Wer sieht nicht ein, daß ein solcher Erfolg nur Einmal glücklich seyn kann; daß man früh oder spät die ungerechten Wege erkennt, worauf er erschlichen worden; und daß sodann die einmal Betäuschten, in Zukunft nie mehr Vertrauen zu uns haben werden.

Wehe Fürsten, deren Räche durch ungerechte und falsche Politik ihre Macht zu erweitern und zu vergrößern suchen. Der Verlust des Vertrauens anderer Nationen gegen sie, ist eine Folge davon, und dieser wird durch den Zuwachs ihrer Macht nicht ersetzt. Wie viele Reiche haben durch eine einzige Unterhandlung ihr ganzes Ansehen verloren.

Der Wahn ist äußerst falsch: man dürfe bei Staatsgeschäften weniger rechtschaffen seyn, als bei Privatangelegenheiten. Lasse die Rechtschaffenheit Stufen, das mehr oder weniger, so erforderten die ersten unstreitig den höchsten Grad derselben.

Die Hülle, womit Staatsgeschäfte bedeckt werden, muß keine andere Absicht haben, als der Verhüllung Gnüge zu thun, welche zu ihrem glücklichen Ausgange nothwendig ist; nie aber ungerechte Hinterlist verbergen. Zu seiner Zeit wird sie doch durch die Wahrheit zerstreut, und dann sieht man offenbahr die falschen Triebräder welche man hat würfen lassen.

Man überrasche seine Gegner durch Wachsamkeit, verleite sie zu Fehlern und ziehe Vortheil daraus; verhehle seine Absichten, dringe aber tief in die ihrigen; übertreffe sie durch Geschicklichkeit und Thätigkeit: allein man erlaube sich keiner Mittel, welche von der Rechtschaffenheit verworfen werden; enthalte sich schwarze, böshafte Verwickelungen zu stiften, die Ehrgeiz und Habsucht allein in ihren schrecklichen Anfällen anzetteln können.

Schlaueit und Falschheit, seine List und Betrügereien, sind dem Anscheine nach einander sehr gleich, und doch im Grunde sehr verschieden.

Es ist leicht darzuthun, daß der glückliche Ausgang einer Unterhandlung von der Redlichkeit und Aufrichtigkeit abhängt, welche man dabei beobachtet; indem sie gegenseitiges Zutrauen bei denjenigen erweckt, von welchen sie betrieben wird. Ihr Mangel veranlaßt unnütze Zeitverschwendung, weil man sich nicht traut, wechselseitig histergeht, sich von beiden Seiten fürchtet, Vorschläge zu thun, die doch würden angenommen worden seyn, und also immer auf einander wartet. Oft geräth die Endigung der Geschäfte dadurch ins Stecken, und der zu ihrer Entscheidung bestimmte Augenblick geht ungenützt vorüber.

Redlichkeit und Aufrichtigkeit dürfen nie erschrecken, wenn sie ihren Gegnern auf dem Wege begegnen; sie gehen diesen getrost entgegen, und erreichen ihr Ziel, ehe man gewöhnt, daß sie darnach ausgegangen.

Man nimmt an, daß die Politik viele Geheimnisse in sich fasse. Ich halte dafür, Rechtschaffenheit sey das wichtigste darunter, wenigstens zwingt uns diese auf keinen Fall zur Neue. Man könnte ein ganzes Buch von Unterhandlungen schreiben, deren Ausgang fehlgeschlagen, bloß weil man Redlichkeit dabei aus den Augen gesetzt.

Falsch ist der Grundsatz, man könne sich nur dadurch zum Gebieter der Menschen machen, daß man sie täusche.

Dies ist ein verkürzter Weg, der Niederträchtigkeit anzeigt, Mangel wahrer Klugheit zum Grunde hat, und folglich zum Erröthen zwingt. Ähnlicher ist es, man entsagt der Politik ganz, wenn einem die Talente dazu fehlen, als sie unrecht anzuwenden, und sich dadurch selbst zu entehren.

Mit was für Augen werden jene berücktigten Politiker angesehen, welche mehr durch ihre Ungerechtigkeit, als durch die dadurch erhaltene Macht berühmt geworden. Die Ehre verliert nie ihre Rechte. Ehrsuchtige mögen immerhin auf erkaufte Würden stolz seyn; ihre Leidenschaft ist kein Gesetz für andere.

Die falsche Politik erwirbt ihren Anhängern einen verhassten Beinamen, der sich sogar auf die Verehrer der wahren Politik ausdehnt, und manchen würdigen Mann abschreckt, sich derselben zu widmen. Der Erfolg tilgt nie die Schande der angewendeten Mittel. Das Gewissen des Publikums ist der fürchterliche Richterstuhl, vor welchem sie unpartheiisch und streng gerichtet werden. Die, welche es verdammt, sind es auf immer.

Die Römer haben sich durch ihre Staatsklugheit, vielleicht den gerechtesten Anspruch auf die Bewunderung der Welt erworben. Wie viele merkwürdige Unterhandlungen sind von ihnen bekannt, welche sich alle durch das Gepräge von Redlichkeit, edler Aufrichtigkeit, Größe der Seelen auszeichnen. Wäre es menschlichen Einrichtungen eigen, ewig zu dauern, so hätte der Freistaat dieses Volks,

sowohl wegen seiner weisen Einrichtung, als seiner tapfern Kriegesheere vorzüglich Anspruch darauf gehabt.

Unter den vielen schönen Beispielen ihrer ruhmwürdigen Staatsklugheit, welche uns die Geschichte aufbehalten, zeichnet sich folgendes vorzüglich aus. Tryphon hatte sich des persischen Reichs bemächtigt, nachdem er den Antiochus, der rechtmäßiger Erbe und sein Unmündiger war, getödtet hatte. Es war ihm daran gelegen, sich in seiner Würde durch den römischen Senat bestätigen zu sehen. Er glaubte dies am leichtesten zu erreichen, wenn er ihren Stolz schmeichelte, und schickte also eine goldene Statue, welche 10,000 Mark wog, und den Sieg vorstellte, nach Rom. Der Senat nahm aus Achtung, wegen der guten Vorbedeutung des Sieges, welche durch diese Statue angedeutet zu werden schien, selbige an; allein da er diese Vorbedeutung in Beziehung auf den unrechtmäßigen Thronbesitzer nahm, so ließ er in der Aufschrift der Säule, den Namen des rechtmäßigen und vom Tryphon ermordeten Prinzen graben.

Eine feurige, lebhafte, kriegerische Nation haßt den langsamen Gang der Politik, so ruhmwürdig deren Ersolge auch seyn mögen. Alles was Zeit erfordert, scheint ihr theuer erkauft zu seyn. Ihre Unterhandlungen sollen eben so schnell, als ihre Schlachten geendigt seyn. Der Degen, womit Alexander den gordischen Knoten zerhieb, ist das Werkzeug, dessen sie sich bedient, ihre und ihrer Gegner Rechte zu entscheiden.

Immer leidet die Menschheit darunter, wenn Menschen aufgeopfert werden, deren Erhaltung möglich gewesen wäre. Mazarin war nie größer als damals, da er durch seine Politik Frankreich und Spanien ausöhnete, als ihre Heere schon gegen einander standen. Es ist unstreitig weit rühmlicher, durch Weisheit als durch Macht zu herrschen; weit rühmlicher Blutvergießen zu hemmen, als Ströme Blut fließen zu lassen.





Reichthum.

Die Vortheile, welche der Reichthum gewährt, die Nachtheile, welchen er uns aussetzt, sind allgemein bekannt; allein über den Gebrauch, welchen man davon machen muß, ist man uneins; man schätzt dessen Werth zu hoch, und gestattet, daß er zu vielen Unterschied unter den Menschen macht. Alle Welt schätzt und liebt Reichthum; selten urtheilt man richtig darüber und noch seltener macht man einen guten Gebrauch davon.

Vergebens hofet man, daß die Reichen, Arme als ihre Brüder ansehen, und diese nach den Erfordernissen ihres Elendes unterstützen werden. Schwelgerei und Pracht

haben ihre Bedürfnisse so sehr vermehrt, daß ungeachtet ihres Reichthums, sie nicht genug besitzen, dieser ersten Pflicht, wozu uns die Menschheit auffordert, genug zu thun.

Wie gut wäre es, wenn die Sitte herrschend würde, statt Hunde und Pferde, eine eben so große Anzahl dürftiger Menschen zu ernähren. Es scheint, daß man noch nie über den Vortheil nachgedacht, welcher daraus für die menschliche Gesellschaft entspringen würde.

Ich will gar nicht behaupten, daß alle welche sich arm nennen, oder es wirklich sind, gleiche Unterstützung verdienen. Der Unterschied ist leicht zu machen.

Von Kindern die arm geboren werden, sterben drei viertel aus Mangel der Unterstützung; diesen ihr Elend zur Last legen, wäre ungerecht; und was für Vortheile hätte die Gesellschaft durch ihre Erhaltung gewonnen? Sie würden zu ihrem Besten mitgewürkt, und den Mangel an Menschen abgeholfen haben. Man klagt über Entvölkerung; die Härte, die Gefühllosigkeit der Reichen ist Schuld daran.

Man schreibt Bücher zur Vertheidigung der Pracht und des Luxus, man erklärt sie für schätzbare Quellen der Nahrung des Staats worin sie herrschen; und doch ist es das Uebertriebene von beiden, wodurch Reiche gehindert werden, die edelste Menschenspflicht auszuüben; wodurch

alles, sogar das Erbgut der Armen verzehrt wird. Man kann also unmöglich behaupten, daß die Vortheile, welche sie gewähren, mit dem Vortheile, Bürger zu erhalten, deren Untergang sie unvermerkt befördern, können verglichen werden.

Der Besitz des Reichthums verursacht mannigfaltige Sorgen, reißt zu Ergötzlichkeiten hin, und so bleibt wenig Zeit zu menschenfreundlichen Betrachtungen übrig; die meisten Reichen sterben, ohne sie gemacht zu haben, und die, welche im Ueberflusse gehohren und erzogen werden, können sich nicht einmal einen Begriff davon machen, was Armuth sey.

Es ist Pflicht, die Armen zu lieben; die Natur selbst lehrt sie uns. Ich habe ein Kind gekannt, das schon in einem Alter, worin es, bloß allein aus den zerrissenen Kleidern derselben abnehmen konnte, daß sie nicht so glücklich wären, als es selber, sie zu trösten sich bemühte, und wegen Mangel des Geldes ihnen alles gab, was es nur immer, sich zu vergnügen, erhielt. Bei diesem Kinde redete das natürliche Gefühl der Menschlichkeit im Herzen; es durfte also nur durch gehörige Bildung mehr entwickelt, richtig geordnet werden.

Der Reichthum ist den Menschen nothwendig geworden, hat sich dadurch, daß er zur Befriedigung seiner

Wünsche so vieles beiträgt, eine furchtbare Gewalt erworben. Darf man sich also wundern, daß der Pöbel, welcher mehr geübt ist für seine Bedürfnisse zu sorgen, als über die Quellen, woraus er die Mittel sie zu befriedigen schöpft, nachzudenken, den Reichthum schätzt, über alles schätzt, sich jedes Mittel, ihm zu erlangen, erlaubt, und jenen Grundsatz beim Horaz folgt:

— — — Rem facias; rem,

Si possis, recte, si non, quocunque

Modo rem.

So denkt der wahre Weise nicht. Er schätzt die nicht glücklich, welche bloß wegen ihrer Reichthümer dafür gehalten werden. Er behauptet, wenn man ihn auch nicht hören will, daß das wahre Glück und die wahre Ehre nur ein Eigenthum derjenigen sey, die Reichthum sehen, ohne davon gereizt zu werden; ihn besitzen, ohne ihn zu misbrauchen.

Ich glaube sicher, daß manche Tugend deswegen nicht geschätzt wird, weil man ihren Werth und ihre herrliche Folgen nicht kennt. Mehr aus Mangel richtiger Begriffe von derselben, als aus Abneigung für das, wozu sie verbindet, gleicht man ihr Ausschweifungen vor, die sie für strafbar erklärt.

Ein reicher Tugendfreund kann nach einem guten Fühlen, der Gottheit am meisten ähnlich seyn. Er kann alle edle Triebe seines wohlwollenden Herzens befriedigen. Dies Vermögen dankt er seinem Reichthume, welches ohne denselben, bei allen Verdiensten, beim besten Willen nicht statt haben könnte. Der Reiche, wenn er Menschenfreund ist, hat Hülfsmittel, fast wider alle Leiden des Lebens, in Händen, und wenn er ihnen nicht immer abhelfen kann, so kann er sie doch wenigstens mildern.

Aber wie oft wird der Reichthum zu Absichten gemißbraucht, wozu er nicht gegeben ward. Statt ihn seiner Bestimmung gemäß, zur Ausübung menschenfreundlicher Handlungen anzuwenden, wird man stolz darauf, verachtet ärmere Nebenmenschen, wird trohlg, hartnäckig, eigensinnig, oft grausam. Was gewinnt man durch diesen Mißbrauch des heilsamsten Mittels?

Der Weise seufzt nicht nach Reichthum; sehnst sich nicht nach Armuth. Der glückliche Mittelstand ist sein Wunsch. Aber selten ist dieser glückliche Stand, und fast nie wird er gewählt. Niemand entsagt seinem Reichthume, um sich darin zu versehen; niemand arbeitet, um sich damit zu befriedigen: und diejenigen, welche glücklich genug sind, sich darin zu befinden, fühlen die Größe ihres Glückes nicht

nicht, sind nur zufrieden, weil sie sich nicht darüber erheben können.

Man theilt die Menschen in Reiche und Arme. Der glückliche Mittelstand macht keine besondere Abtheilung aus. Er wird nicht geschätzt, obgleich man der Schilderung desselben den Beifall nicht versagen kann. Man giebt sogar zu, daß man am glücklichsten darin leben könne, und thut doch alles, um sich daraus zu verscheln.

Es wäre vergeblicher Zeitverlust, den Vorzug des Mittelstandes zu predigen. Ich glaube sogar, daß sich die Menschen — obgleich es nur sehr selten statt hat — eher entschließen würden, ihren Reichthum gut zu gebrauchen, als sich nur so viel zu wünschen, wie zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nothwendig ist.

Sie hegen Wünsche, und verwechseln deren Gegenstände alle Augenblicke. Reichthum sehen sie für den allgemeinen Gegenstand an, weil er zu allen Endzwecken anwendbar ist.

Bei der kurzen Dauer des Lebens, wovon die eine Hälfte denken zu lernen, und die andere, nichts zu denken verschwendet wird; in diesem Wirbel von Erregungen und Mühseligkeiten, von Begebenheiten und Zufällen, worin die Leidenschaften hinreißen, haben wenige Menschen Muße oder Fähigkeit, über die Vorzüge und Vortheile des

Mittelstandes nachzudenken, und noch weniger sind sie so ganz von Wahn und Vorurtheil frei, daß sie solche einsehn und wählen sollten.

Alles strebt nach Reichtum, beschäftigt sich einzig mit dessen Erwerb, und ist unbekümmert um die Folgen. Man host ihn zu erringen, und sich dann seines Besizes zu freuen. Das erstere geschieht nicht immer, das letztere fast nie.

Dies ist Wirkung der menschlichen Schwäche. Die Reichen, statt ihren Reichtum weise zu genießen, verschwenden ihn zur Pracht, zur Befriedigung des äußern Glanzes, und verkennen jene Anwendung, welche ihnen nicht allein süße Wonnen gewähren, sondern auch Ehrfurcht und Dank erwerben würde.

Ich kann mich nicht überreden, daß man dem Glück des Wohlthuns süßlos entsagen würde, wenn man es kenne; allein das kann nicht seyn, denn Reichtum wird gemeiniglich durch Ungerechtigkeit erworben, und erzeugt sehr oft die häßliche Leidenschaft des Geizes. Sie ist die schändlichste unter allen, und mordet Menschen, heimtückisch ohne Dolch und Gift, durch Verweigerung ihrer dringendsten Bedürfnisse. Das Lächerliche, womit sie an sich gebrandmarkt ist, ist nicht genug, sie verhaßt zu machen. Es wäre zu wünschen, daß durch ein Gesetz festgesetzt würde:

Diejenigen sollten ihrer Schätze beraubt werden, welche sie vergraben, welche sich dessen Besizes freuen, ohne davon einen Gebrauch zum Besten der Menschheit zu machen. Ihr eingebildetes Glück ist unrechtmäßig, und gründet sich auf das Unglück anderer.

Der Geizige will bloß mit seinen Schätzen prahlen. Er vermeidet den Umgang mit minder Reichen, und zieht die Gesellschaft reicher Betrüger, worin er Vergnügen findet, der Gesellschaft armer Rechtschaffenen vor, die ihm Langeweile macht.

Oft wird er von Menschen geschmeichelt, die keine Kenntniß des menschlichen Herzens haben. Eigennutz ist meistens ihre Absicht. Es belustigt ihn; aber seine Seele wird nicht dadurch erweicht, und bleibt vor jedem Gefühle verschlossen. Er vergnügt sich auf Kosten derjenigen, welche ihm in der Hoffnung eines Vortheils, Mißbrauch streuen, und weiß ihre Absicht schlan zu entdecken.

Die Sparsamkeit, womit Reiche ihren niedern Geiz zu beschönigen wähnen, ist eine Tugend, welche sie eigentlich gar nicht kennen. Diese ist eben so achtungswerth als der Geiz verächtlich. Ohne Sparsamkeit gehen die besten Haushaltungen zu Grunde. Verschwender begnügen sich selten, ihre eigene Güter durchzubringen; sie ver-

gebren fremde, nachdem sie die übrigen verschwendet haben. Leidenschaften würden aufhören Leidenschaften zu seyn; wenn sie Grenzen hätten. Die Verschwendung zieht viele Laster nach sich, und man sagt ganz recht, daß die Erhaltung des Reichthums eben so mühsam sey, als dessen Erwerb.

Der Geizige erkaufte sich seine Schande sehr kostbar; er vermehrt täglich durch Handlungen, welche den Gesetzen des geselligen Lebens und der Menschlichkeit zuwider sind, die Verachtung, welche man schon für ihn fühlt, und reizt den so entehrenden Wunsch: daß der Augenblick nahe seyn möge, wo die Erde von seiner Last befreiet werde.





Der Mensch.

Zu allen Zeiten hat man über die Menschen viel Gutes und eben so viel Böses geredet und geschrieben, ohne daß sie dadurch besser oder schlechter geworden wären. Ich werde bloß nach meinen eigenen Begriffen davon urtheilen, und meine Meinung wird mit dem, was man in Büchern darüber findet, wenig Aehnlichkeit haben.

Die erste Pflicht, welche uns in Rücksicht der Menschen obliegt, ist die, sie als Brüder, welches sie in jedem Verstande sind, anzusehn. Der Abscheu für ihre Laster, muß sich nie bis auf ihre Person erstrecken.

Daß gegen unsere Nebenmenschen, weil sie nicht mit uns gleiches Vaterland, gleiche Religion, gleiche Mei-

nungen und Grundsätze haben, entehrt die Menschheit, und entspringt aus Eitel, Eifersucht oder aus einer ausschweifenden Einbildungskraft, welche der Vernunft die Zügel entrisßen. Gegen letztere müssen wir besonders auf unserer Hut seyn, und nur in Werken des Witzes und der Kunst, darf man ihr zu folgen, sich erlauben. Sie ist die Mutter fauler Erfindungen, oft aber auch des Wahnsinns, der Schwärmerei, der Narrheit. Unglückliche, bei denen sie diese letzte Wirkung hervorbringt, verdienen mehr Mitleid als Verachtung, und sind oft gefährlicher als offensbare Bösewichter.

Es giebt Leute, deren Werke man lieben muß, und deren Umgang unangenehm, oft nachtheilig ist. Wissenschaften und Künste haben zwar Aufklärung des Verstandes und Bildung des Herzens zur Absicht; allein diese Absicht wird nicht immer von ihnen bei denen bewirkt, die sich damit beschäftigen, weil sie nicht immer die übrige ist. Meisterstücke der Wissenschaften und Künste behaupten demungeachtet ihre Ansprüche auf unsere Bewunderung, die wir ihnen nicht ohne Ungerechtigkeit vorenthalten können.

Unsere Achtung, unsere Bewunderung muß aber auf Grundsätze der Vernunft gebaut seyn. In der Welt ist nicht alles gleich. Die Reichen werden gemeinlich da

schuldiget, daß sie alles gering achten, und nur auf ihre Reichthümer einen Werth setzen. Diese Verschuldung ist bitter; denn die Reichthümer sind weit öfterer Wirkungen unfähiger Ursachen, als der Verdienste, und tragen folglich zum Adel der Seele nichts bei, welcher doch in jedem Betracht allein Anspruch auf Achtung giebt.

Es wäre ungerecht, wenn man Gelehrte für unnütze Glieder des Staats erklären wollte; nur Unwissende und kleine Seelen können so denken. Sie arbeiten zum Besten eines Gegenstandes, welcher der Gesellschaft aber so wichtig ist, als mancher anderer, der besser belohnt wird, als der übrige.

Wissenschaften erweitern die Kenntnisse, führen den Geist auf, und öffnen ihm Quellen zu seiner Bereicherung mit unendlichen Einsichten. Unwissenheit taugt zu nichts; nur Ehrsucht und Tyrannie suchen sie allenthalben zu verbreiten, um ihren Thron darauf zu gründen.

Tausend Dinge in der Welt werden gemißbraucht. Eben so können Freigeisterei und Zügellosigkeit die Wissenschaften mißbrauchen, allein nie wurden sie dadurch erzeugt. Die Länder, worin Unwissenheit herrscht, liefern Ausstritte der schändlichsten Ausschweifungen. Nur Unwissende lassen sich verführen, und verführet werden, ist Schande.

Ueberhaupt genommen findet man wenig Menschen, welche Zutrauen verdienen. Findet man deren, so suche man sie als einen Schatz zu erhalten, der alle andere Schätze erhält oder erwirbt.

Die berüchtigte Eintheilung der Menschen in Betrüger und Betrogene ist nur dem Scheine nach gegründet. Es giebt viele Menschen, die weder zur einen noch zur andern Abtheilung gehören, und diese verdienen unsere besondere Achtung. Die Zerstreuung, worin man lebt, macht es schwer sie zu bemerken, und ihnen die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Sie entfernen sich von uns, wenn sie sehen, daß wir jenen, welche durch schändliche Leidenschaften verdorben worden, besondere Achtung erweisen. Diese sind zuweilen unterhaltender, belustigender als sie; genug trenn man ihnen diesen Vorzug zugekehrt, Hochachtung kann man ihnen deßhalb nicht zugeföhren; man würde dadurch die Tugend und ihre Verehrer beleidigen.

Was man inzwischen immer von seinen Mitmenschen denken mag, so muß man die Miene des Mißtrauens vermeiden; es kündigt, so wie der Argwohn, kein gutes Herz an. Umsonst wähnt man, sich für jeden Betrug hüten zu können; ja ich glaube mich sogar berechtigt halten

zu können, von dem nicht auf zu denken, der nie betrogen worden. Erfahrung sichert uns dafür; Unterricht weniger.

Es ist ungerecht, aber doch sehr gewöhnlich, Karakters unvertäglich zu finden, die mit dem unsrigen nicht übereinstimmen, und zu verlangen, das alle Menschen so denken sollen als wir; man schätzt nur diejenigen, welche sich nach uns bequemen, und erklaunt, wenn man Personen antrifft, deren Geschmack und Denkungsart sich von den unsrigen unterscheiden. Es wäre Tyrannei, alle Welt zu gleichen Grundsätzen, wie die unsrigen, zwingen zu wollen. Ein Feld, das nichts als Rosen trüge, würde unser Auge durch das gar zu Einfache ermüden. Die Natur ist im Menschen eben so mannichfaltig als in ihren andern Produkten. Von einer Person etwas fordern, das nicht in ihrem Karakter ist, heißt Früchte auf einem Baume suchen, welche er nicht trägt. Nur die Geister haben das Besondere, daß sich alle Welt nach ihnen richten muß; in allen übrigen, was nicht darin vorgeschrieben worden, ist's am besten, so viel möglich, der Natur getreu zu bleiben.

Eine Maschine würde ganz verwerben werden, wenn man eine scheinbare Unregelmäßigkeit darin, welche zur Einrichtung erforderlich ist, verbessern wollte.

Diejenigen, welche unter einem Herzen getragen werden, lieben sich nicht weniger, wenn sie sich auch unähn-

lich sind. Die Natur ist unser aller Mutter. Das Mannichfaltige in den Charaktern der Menschen tadeln, welches ihr Werk ist, heißt sich über ihre Fruchtbarkeit, über ihren Reichthum beschweren. Im Grunde hat jeder Charakter eigenthümliche Vorzüge.

Jede Nation hat einen eigenen Stolz, nach welchem sie das, was nicht bei ihr Sitte ist, sonderbar findet. Von diesem Fehler befreit uns das Reisen. Dadurch, daß man sieht, was außerhalb dem Vaterlande bei andern Völkern gebräuchlich ist, lernt man einsehn, daß das, was bei uns üblich, nicht immer auch weise ist. Nur dem schlechten Theil der Menschen kann man es zu gute halten, daß er bloß seine Gebräuche für gut hält; der aufgeklärte Denker geht weiter, und sucht Gutes, wo es nur immer zu finden. Die Römer läugneten nicht, von den Griechen gelernt zu haben, und diese gestanden willig, daß sie ihre Kenntnisse von den Egyptern entlehnt.

Es giebt Nationaltugenden und Laster. Diese müssen von mehreren zusammen wirkenden Ursachen hergeleitet werden; und der Wille hat nicht den vorzüglichsten Theil daran. Das Klima, die Lebensart, die Regierungsform, die Beschäftigungen tragen gemeinschaftlich zur Einführung gewisser Sitten bei; man gewöhnt sich an diese von

Jugend auf, und der Pöbel läßt es sich nie einfallen, über deren Gutes und Böses nachzudenken.

Verschiedene Länder liefern verschiedene Früchte. Der Karakter der bloßen Menschen unterscheidet sich vom Karakter derjenigen, die eine lebhaftre Farbe haben. Diese Mannichfaltigkeit, woraus das Ganze zusammengesetzt ist, verschafft der menschlichen Gesellschaft den Reiz der Abwechslung, und veranlaßt die gegenseitigen Dienstleistungen der Menschen untereinander.

Billig sollte es nicht nöthig seyn, die Menschen zu ermuntern, sich gegenseitig zu lieben, zu unterstützen. Alles redet für diese Pflicht, und doch übt man sie nur gemeinlich in Rücksicht auf sein eigenes Beste aus. Aber auch der Eigennutz, alles zu seinem eigenen Vortheil zurückzuführen, gewährt nicht bloß dem, der davon herrscht wird, Nutzen, sondern indem er sein eigenes Beste als den Hauptzweck sucht, entsteht dadurch immer zugleich einiger Vortheil für andere. So wirken oft Privatpersonen wider ihren Willen zum Besten der Gesellschaft.

Dieser unwillkürliche Vortheil macht jedoch, daß man mit vielen Menschen mehr Nachsicht hat, als sonst das Wohl der Gesellschaft gestattete. Wenn keine Unordnung im Ganzen davon zu fürchten, so ist es billig, und stimmt

mit Vernunft und dem Vortheil der menschlichen Gesellschaft überein. Man duldet also, obgleich mit Widerwillen, Lästler, Haversbüchliche u. s. w. Aber die Achtung, welche man Tugendhaften erweist, muß man ihnen nicht erweisen; die Gesellschaft würde zu viel dabei verlieren, wenn man Gute und Böse gleich behandelte.

Stürme können durch keine Dämme aufgehalten werden; in der Welt aber muß alles seine Schranken haben. Man lebt nicht bloß zufällig, man kann Gefahr laufen. Der Weise verläßt seine Schranken nie.

Menschen, welche alles übertreiben, sind gefährlich. Die vorzüglichste Fähigkeit des menschlichen Geistes, seine Beurtheilungskraft, leidet keine Ueberspannung. Man muß erschauern, wenn man bemerkt, daß nur das Uebertriebene auffallend ist. Die größten Bösewichter und die scheinheiligsten Heuchler erregen fast allein Aufmerksamkeit, wenigstens mehr als die lobenswürdige Mäßigung.

Diese Verkehrtheit des menschlichen Verstandes ist nicht neu; sie herrscht seit undenklichen Zeiten, bei gesitteten und ungesitteten Völkern, und gründet sich auf den Hang zum Sonderbaren, welchen man nie heilen wird.

Die Furcht hat mehr Götter erdacht, als die Liebe; und dies beweist eine allgemeine Freiheit der Menschen. Man hat wenig allgemeine Grundsätze, die auf alles an-

wendbar sind; doch darin wird man doch ohne allen Widerspruch übereinstimmen, daß es besser sey, geliebt als gefürchtet zu werden. Diejenigen, welche Gefühllosigkeit und Härte gegen das Volk, durch die Bosheit desselben, rechtfertigen wollen, suchen nur einen Vorwand, um ihre Härte unter einigem Scheine des Rechts ausüben zu können. Die Handlungen der Menschen stimmen mit ihren Grundsätzen überein; die Vernunft vermag selten etwas daran zu ändern. Ehrfurcht von Furcht erzwingen, schmeichelt Edle nie; nur Zühllose, Uedle können sich damit befriedigen.

Es giebt Leute, die selbst gefühllos oder geizig sind, und uns doch zu überreden suchen, als wenn andere das wären, was sie sind: indem sie alle Welt der Undankbarkeit beschuldigen. Das Laster des Undanks ist nicht so allgemein, als man annimmt. Und überhaupt ist es immer gut, wenn man Undankbare machen kann. „Du gleichst den Göttern,“ sagte Cicero zum Cäsar, „du willst und kannst, wie sie, Gutes thun.“

Es giebt mehr Menschen, die das Gute nicht thun, das in ihrer Macht stünde, als solche, die es an Dankbarkeit fehlen lassen. Ueberhaupt herrschen noch so viele andere Laster, daß man Standhaftigkeit bedarf, nicht furchtsam zu werden, für ihre Menge nicht zu erschrecken.

Wächte ihre Ehenlichkeit unsern Abscheu dafür vermehren! Aber wir müssen auch nicht wähnen, daß es nichts als Laster gäbe; diese Ausschweifung unsers Geistes wäre vielleicht noch ungereimter und schädlicher, als jene, da man gar keine annimmt.

Man schüttle das Joch des Vorurtheils und der Partheilichkeit ab; es hat auf alle unsere Urtheile einen widrigen Einfluß. Besser ist es, man sieht selber, was ist, als daß man es sich von andern sagen läßt. Ohne eine Sache gehörig überdacht zu haben, muß man sie nie verurtheilen.

Die Abgeordneten einer Stadt aus dem römischen Gebiete baten den Titus um seine Vorsehung beim Vespasian; er antwortete, daß er ihre Bitte in Erwägung ziehen wolle. Apollonius, der eben damals zugegen war, frug den Prinzen, nachdem die Abgeordneten weggegangen waren, was er würde gethan haben, wenn die Rede von einem vorhabenden Aufruhr dieser Stadt gegen seinen Vater gewesen wäre? Ich hätte, antwortete Titus schnell, die Auführer augenblicklich bestrafen lassen. Das heißt also so viel, erwiederte der Weltweise, daß du Zeit brauchst, dich zu entschließen, wenn du Gnade, nicht aber wenn du Strafen ertheilen sollst.

Man findet immer noch in seinem Herzen einige Barmhertzigkeit, Strafbare gerettet, aber nichts, das uns

erhöhet, wenn wir uns bewußt sind, die Verurtheilung Schuldloser mit befördert zu haben. Ueberlegung und Klugheit sichern uns vor dem Letztern, dadurch oft schreckliche Folgen für die Gesellschaft entstehen könnten.

Im Umgange mit den Menschen muß man vieles der Schwäche ihrer nothwendig unvollkommenen Natur zuschreiben. Ein geseyter, vernünftiger Mann erträgt, was ihm mißfällt; fordert nicht, daß alle Dwerge Riesen, daß alle Menschen gleich entschlossen, edel, uneigennützig, treu seyn sollen. Sein vorzüglichstes Bemühen ist dies, selbst keine Rücksicht seiner Nebenmenschen zu bedürfen. Der Weise würde aufhören, weise zu seyn, wenn er sich durch das Glück der Bösen beeinträchtigt hielt; er sieht es vielmehr, so wie ihre Laster, für einen Uebel, der nothwendigen Unordnung an, die nur jede Privatperson, in Absicht auf sich, abhelfen kann. Es muß einem freilich sauer ankommen, beim glänzenden Glücke so manchen Bösewicht gelassen zu bleiben; man darf sich erlauben, zu klagen: aber man hüte sich, diese anscheinende Unordnung und Unbilligkeit verbessern zu wollen. Erett wäre der Lohn dafür; dieser dehnt sich bis auf unsere Tugend aus, und kann sie der Gefahr aussetzen, selbst zu erliegen.

Man behauptet, der Mensch gewinne nichts dabei, wenn man ihn kenne, wie er ist: das ist falsch. Niemals

hat man mehr Nachsicht, mehr Mitleid mit ihm, als wenn man ihn genau kennt. Der Tugendhafteste wird, wenn er sich genau kennt und prüft, immer noch fragen können: wovon hing es ab, und wovon hängt es noch ab, daß du diesem, den du zu verdammen wagst, nicht gleich bist?

Oft war es Folge des Unglücks, daß der Mensch nicht geworden, was er hätte werden sollen. Es giebt Menschen, die zwar nicht genug Gutes thun; aber doch zu viel, um die Schande zu verdienen, womit sie bedeckt sind; so wie andere zu wenig, um das Ansehn zu verdienen, womit sie alänzen. Dieser Gedanke ist demüthigend; muß die selbe Meinung von uns herabstimmen, und stimmt sie oft zu sehr herab; welches dann aber eben so ungerecht ist, als wenn es in Ansehung anderer statt hätte.

Zur Kenntniß der Menschen ist Kenntniß unserer selbst nothwendig. Man sieht gemeinlich in der Weite, und bemerkt das Nahe nicht, und wird dadurch zu falschen Urtheilen verleitet. Wir müssen von uns auf andere übergeln, und von andern auf uns zurückkommen; dann werden wir richtig vergleichen können, und einsehen, woran wir uns zu halten haben.

Es wäre unbegreiflich, wenn Bescheidenheit, Sanftmuth, und die übrigen gefelligen Tugenden, welche Mit-

leid

leid mit den Bösen haben, anstatt ähnliche Tugenden bei ihnen hervorzubringen, sie erbittern sollten.

Strenge Leute sind nicht immer die Tugendbafteften. Wir müssen uns nicht von ihnen täuschen lassen, und sie nicht sowol nach ihren erkünstelten scheinheiligen Reden, als nach ihren Handlungen, in welchen sie sich nie ganz verläugnen, beurtheilen.

Man verachtet die Güte als eine Tugend schwacher Thoren. Die Zeit wird darthun, daß Bosheit Eigenthum verdienen war, die sie dafür erklärten. Bitter sind die Siege der Bosheit; süß die der Güte.

Die Güte, wovon hier die Rede ist, muß auf Ueberlegung gegründet seyn, und nicht mit jener verwechselt werden, die eine Folge der Schwäche des Geistes und des Temperaments ist. Diese dient denen, welche, sie zu mißbrauchen, boshaft und geschickt genug sind, zum Spiel, und verdient eigentlich den Namen Güte gar nicht.

Unwissende oder boshafte Schmeichler erheben oft wirkliche Laster zu Tugenden. Erstere sind nicht sehr gefährlich; die andern aber muß man als einen schmeicheln: den Feind desto mehr fürchten.

Schmeichelei ist das feinste Gift für das Herz. Kinder man einmal Geschmack daran: so ist es unmöglich, den Durst darnach zu besiegen. Man traue ja den

Schmeichlern nicht. Sie gleichen Leuten, die uns mit einem kostbar schmeckenden Weine berauschen, um uns dadurch unsere Kraft und unsern Verstand, die einzigen Waffen, womit wir ihren Schlingen entgehen konnten, zu rauben.

Hier kann ich schicklich einige Bemerkungen in Ansehung des weiblichen Geschlechts einrücken. Es macht die Hälfte der Menschen aus; seine Bestimmung ist: zu gefallen, liebenswürdig zu seyn, geliebt zu werden. Keine andere Bestimmung konnte diese ersetzen, welche seine ganze Anstrengung verdient.

Die Morgenländer verbannen das Frauenzimmer in eine Art von Gefangenschaft. Sie wädhnen dadurch jenen Unannehmlichkeiten vorzubeugen, die gemeiniglich Folgen ihres ungezwungenen Umgangs sind; allein vergebens: sie erhalten sie dadurch nicht getreuer, und berauben sich noch des Angenehmen ihres Umgangs.

Diejenigen, welche das weibliche Geschlecht gar nicht lieben, handeln noch unbilliger als die, welche es zu sehr lieben.

Alles Böse und Gute, was man vom weiblichen Geschlechte sagen könnte, ist vergebens. Eigne Erfahrung lehrt am besten, was man davon zu fürchten und zu hoffen hat.

Ihr Betragen gegen uns mag seyn, wie es immer will, so muß das unsere gegen sie stets den Entfindungen der Ehre angemessen seyn. Nur Ungeheuer können sie zum Erröthen über ihre Schwäche zwingen.

Man betrage sich stets so gegen sie, daß, wenn auch ihre Liebe für uns bereits aufgehört hat, ihre Achtung dens noch fort dauern muß.

Die Liebe für sie muß uns nie an der Erfüllung unserer Pflichten hindern. Diejenigen, welche fordern, daß wir ihnen diese aufopfern sollen, verdienen nicht geliebt zu werden. Befördern sie zuweilen die Schande der Männer, so tragen sie auch oft sehr vieles zu ihrem Ruhme bei. Was für einen großen Antheil hatte nicht Agnes: Sorell an Karl des siebenten Ruhm!





Die Welt.

Die Welt lernt man nie vollkommen kennen; sie zeigt stets etwas Neues. Die Austritte in derselben verändern sich so oft, daß die, welche lange ihre Rollen mit dem glücklichen Erfolge gespielt haben, nicht sicher sind, ihren Beifall bis ans Ende zu behaupten. Man kann sein ganzes Leben mit Betrachtungen über die Welt zubringen, und wird doch die Gegenstände, welche sich darin unserm Nachdenken darbieten, nicht erschöpfen.

Es giebt verschiedene Arten der Welt: die Hofwelt, die Welt in großen, die Welt in kleinen Städten. Diese verschiedenen Arten machen zusammen ein Ganzes aus, worin die Austritte oft äußerst lächerlich, oft aber auch äußerst traurig sind.

Kast ein jeder Mensch hat in Aufsehung der Welt eigene Grundsätze. Kleine, niedre Geister erschleichen ihr Glück durch niederträchtige Künste der Habsucht, und kennen keine andern Mittel darin fortzukommen, als diese. Die Führer, unterrichten diejenigen, welche sie betreten wollen, nach ihren Grundsätzen, ohne Rücksicht auf Gebräuche, Umstände und Begebenheiten zu nehmen, welche sehr oft eine Aenderung derselben nothwendig machen. Selbst Name, Karakter, Gestalt eines Menschen, erfordern oft ein verschiedenes Betragen.

Man ist allenthalben, was man eigentlich im Grunde ist. Unsere wichtigsten Unternehmungen tragen immer das Gepräge unseres Karakters, er mag eitel oder bescheiden, weise oder thöricht, furchtsam oder lähn, stark oder schwach, gut oder böse seyn.

Um sich in der Welt gut zu betragen, muß man sich genau kennen. Nach diesem Grundsatz betritt man den Schauplay der Welt gemeiniglich zu früh. Die, welche es übernehmen, uns darauf einzuführen, kennen uns fast eben so wenig, als wir selbst; und gesetzt, sie kennen uns, so fehlt es ihnen oft an Aufklärung, an Unbefangenheit von Leidenschaften, um uns den Weg zu führen, der nicht irre leitet. Wie oft mangelt es den Führern mehr an Fähigkeit, als denen die sie führen, an Wißbegierde.

Die Welt ist ein Schauspiel stets abwechselnder Begebenheiten, deren glückliche Ausgänge mehr durch Zufall als Weisheit bestimmt werden.

Es giebt keine bestimmte Vorschrift, wie man ein großes Glück in der Welt erlangen kann; aber es giebt eine, sich Achtung zu erwerben, wenigstens sie zu verdienen: diese muß man befolgen. Wenn es in gewissen Fällen Weisheit ist, einigermaßen auf die Ungewisheit der Begebenheiten Rücksicht zu nehmen, so ist es doch immer Thorheit, sich ganz darauf zu verlassen.

Man nimmt an, daß man sich nur bemühen dürfe, die verschiedenen Lagen und Verhältnisse, worin man nach und nach gerathen kann, kennen zu lernen, und daß man sodann die Kenntniß der Welt von selbst erlangt. Es ist wahr, der Augenschein, die Erfahrung bringt uns die richtigsten Begriffe von derselben bei; allein es ist auch wahr, daß man aufmerksam sehen, und was man sieht, zu nutzen wissen muß. Aus Büchern die Welt kennen lernen, ist vergebend. Gelehrte, welche durch abstraktes und tiefes Nachdenken lange vom Umgange mit der Welt abgesondert werden, werden in derselben ganz fremd, und nehmen auf ihrer Studierstube ein gezwungenes Wesen an, das durch den artigsten Umgang nie erlöschet wird. Ihre auffallenden Kenntnisse machen zwar, daß man sie eine Zeitlang als etwas

Neues bewundert und bemerkt; unmerklich aber gerathen sie doch wieder in die Dunkelheit, welcher sie kaum entzogen worden. Ihr Ansehn geht mit der Neugierde, die es gereizet hatte, zu Ende.

Die Klage ist allgemein, daß die Welt ein Schauplatz der Ungerechtigkeit, der Verderbniß und der Unordnung sey; allein viele, die diese Klage führen, kennen sich selbst nicht, andere kennen die Welt nicht, und noch andere finden ihren Vortheil dabei, sie als böse zu pertrufen. Die Welt besteht aus Menschen von verschiedener Art, theils gute, theils böse. Da ihr aber die Erhaltung der Gesellschaft, welche durch dieselbe gebildet wird, am Herzen liegt, so ist sie zugleich ein strenges Gericht, vor welchem menschliche Tugenden und Laster geprüft und beurtheilt werden. Von ihrem Ausspruche, der immer mit äußerster Strenge abgefäht wird, kann man sich auf kein höheres Gericht berufen. Der Niederträchtige, der Verräther, der Undankbare, der Betrüger und der Feige wird mit unauslöschlicher Schande gezeichnet. Hier ist keine Verzeihung zu hoffen, man mag auch thun, was man will, seine Fehler zu verbessern. Hier gelten keine Verstellungen, und der Ausspruch des Gerichts macht oft sogar die Verzeihung desselben auf immer unmöglich. Es straft mit Verachtung. Die Unwiderruflichkeit seiner Aussprüche macht

sie fürchtbar. Hat man die Welt beleidiget, so muß man sie unverzüglich verlassen; ihre einmal verscherrzte Huld kann nie wieder erworben werden.

Reichthum und Größe schützt vor ihren Ausprüdchen nicht. Fühlt sie sich dadurch beleidiget, so sind ihre Verfolgungen desto heftiger. Selten sind Große und Reiche so ganz ohne Schwäche, daß die Welt keine Fehler an ihnen stellen entdecken können. Oft sieht sie sogar schon den Glanz, welchen sie durch ihre Reichthümer und Güther erhalten, für unrechtmäßig an, und erklärt laut, daß sie desselben unwerth sind.

Der berühmte Kato fürchtete ganz weise das Urtheil der Welt, und antwortete deshalb jemanden, der sich wunderte, daß man ihm keine Ehrensäulen setzte: ich mag lieber, daß man sich wundert, warum mir keine, als daß man fragt, warum mir welche gesetzt werden.

Schriftsteller, die ihr ganzes Leben damit zugebracht, über die Leidenschaften nachzudenken, und Tugend und Laster zu zergliedern, urtheilen nicht mit solcher Genauigkeit davon, als die Welt. Diese kann nicht getäuscht werden; sie reißt dem feinsten Heuchler die Larve vom Gesicht; das, was sie nach Verlauf einiger Zeit verwirft oder bittigt — ihre Urtheile sind nie voreilig — bleibt ewig gebilligt oder verworfen.

Mit den Werken des Wises und der Künste verfährt sie, wie mit den Menschen. Sie gewährt oder verweigert ihren Anspruch auf Unsterblichkeit. Ihre Ansprüche erstrecken sich sogar bis aufs Lächerliche, welches sie schlan zu entdecken weiß. Man beschuldigt sie aber fälschlich daß sie es stenger als die Laster bestraft; allein sie belustiget sich nur damit, und dies ist das sicherste Mittel es zu bessern. Was kann sie dafür, wenn Spott empfindlicher als Verachtung kränket!

Es hält schwer, die Welt zu befriedigen. Ihr ist es nicht genug, daß man tugendhaft ist, sie will auch, daß man liebenswürdig seyn soll. Sie verachtet die strenge Sittenlehre, die aus Stolz keiner Schwäche Nachsicht gewährt, und die Tugenden, welche doch nur in sofern einen Werth haben, als sie zum Nutzen der menschlichen Gesellschaft beitragen, ungesellig und närrisch macht. Sie liebt Amuth des Körpers, und noch mehr, Amuth der Sitten und des Geistes; weil diese für das allgemeine Beste, welches sie immer zum Augenmerk hat, noch nützlicher als erstere ist.

Sehr oft hört man die Warnung: sei misstrauisch gegen die Welt. Ich mögte statt dessen lieber rathen: nütze den Beifall der Welt, um einen Wesentlichern in Zukunft zu verdienen. Ich versche unter Welt keines:

was den Haufen eigennützi-ger Schmeichler, die niederträchtig genug sind, dem Laſter Weibrauch anzuzünden, und hochhaft genug, zu wünſchen, daß auch wir ihren elenden, von der achtungswürdigen Welt verabscheuten Haufen vergrößern mögten.

Die Welt verdirbt nie den Menſchen mit ihrem Beifall. Wenn ſie ihn den, die ſie zu betreten anfangen, zulächelt, ſo verbietet ſie zugleich allen Stolz darauf; und ſie weiß ihn einzufchränken, ſobald man dadurch aufgeblaſen wird. Sie lobt nicht um zu loben, ſondern durch ihr Lob zu ermuntern. Sie kennt die Kräfte der Menſchen; ſie weiß, daß Nacheiſerung das Dreibrad edler Thaten iſt; es ſchmeichelt ihr zu beſſern, und ſie betrachtet die, welche ſich beſſern laſſen, und ſich ihres Beifalls bis ans Ende ihrer Laufbahn würdig zeigen, als ihr Werk.





Gelehrsamkeit.

Cicero hat schon gesagt, daß uns die Gelehrsamkeit in alle Verhältnisse und Laagen unsers Lebens beleiite. Sie vermehrt und veredelt die Freuden; sie mildert die Mühseligkeiten desselben; und wenn sie es nicht immer glücklich macht, so trägt sie doch wenigstens dazu bei. Zuweilen lenket ihr Einfluß alle Schicksale des Lebens, und ihr gebührt allein Dank für den Glanz und die Ehre, womit es geschmücket ist.

Das erhabenste Genie wird durch Gelehrsamkeit vollkommener. Ohne sie liefert es nie Meisterstücke; durch sie werden in der menschlichen Gesellschaft tausend nützliche Verhältnisse gestiftet.

Der Krieg selbst schließt Gelehrsamkeit nicht aus. Die größten Heerführer der Griechen und Römer hatten

ihren Geist durch Wissenschaften auszubilden. An der Spitze ihrer Heere waren sie Schiedsrichter des Krieges und der Schicksale ganzer Nationen; im Schooße des Friedens ergößten sie sich an Werken der Kunst und des Witzes.

Noch immer werden Cäsar's Commentarien bewundert, und auch unsere Nation liefert Meisterstücke dieser Art. Dem größten Helden sind gelehrte Kenntnisse unentbehrlich; und der große Condé sagt: der Gewinn einer Schlacht sei ein Meisterstück, wozu sowohl Gelehrsamkeit als Tapferkeit mitgewürkt.

Die schönsten Handlungen erforderten oft nur den Zeitraum weniger Augenblicke; allein daß diese glänzend seyn konnten, dazu mußte man vorher lange Zeit den Wissenschaften widmen, deren Frucht sie waren. Der geschickteste Unterhändler wird immer im Finstern tappen, wenn die Gelehrsamkeit nicht seinen Pfad erhellet: wie könnte er ohne diese die erforderliche Kenntniß vom Interesse, von den Verfassungen, Verbindungen, Verhältnissen der Fürsten, und von der Geschichte ihrer Reiche erwarten?

Nicht alle Menschen können gelehrt seyn. Es wird dazu, niewel ungerechter Weise, ein Unvermögen zur Erfüllung gewisser Verhältnisse vorausgesetzt, welche oft wichtiger sind, als Gelehrsamkeit selber. Alle Welt aber kann über Wahrheit nachdenken, weil die Kenntnisse, welche jedermann zu wissen bedarf, darauf gegründet sind.

Ich verstehe unter Gelehrsamkeit nicht bloß jene Kenntnisse, die zu den verschiedenen bürgerlichen Ständen und Berufen, wovon jeder seine eignen hat, erforderlich sind. Diese sind denselben wesentlich, und können durch keine andern ersetzt werden. Das Lächerliche derjenigen, die alles wissen, ausser was zu ihrem Berufe gehört, ist noch auffallender und schädlicher, als das Thörichte solcher Personen, die stets einerlei Stoeckensperd reiten, wovon sie immer reden, und dadurch in Gesellschaften Langeweile verbreiten.

Unter Gelehrsamkeit verstehe ich hier jene Kenntnisse, welche den Menschen in jedem Alter, in jedem Stande, in jedem Verhältnisse angemessen sind; die ihm zur Erholung nach schweren anstrengenden Arbeiten dienen; seine Unterhaltung angenehm, seinen Wit lebhaft, seine Sitten gefällig machen; wodurch er mit den schönen Zeiten der Griechen und Römer bekannt und vertrauet wird; welche ihnen das Andenken großer Männer aller Nationen zurückerst, ihm die Fähigkeit seines Geistes kennen lehrt und Gefühl für's Schöne einflößt, welches eigentlich die Natur schon gegründet hat, durch sie aber zur Vollkommenheit entwickelt wird.

Diese Gelehrsamkeit verbindet jeden, der sie besitzt, mit der Welt; und diese ist die einzige, welche sie allgemeyn zu seyn wünschet; jede andere muß man gewissermaßen vor ihren Augen verbergen. Das Geränge selbiger Weisheit ist ihr zuwider; und die schwülzige Schulgelehr-

samkeit demüthiget oder ermüdet. Mignard beklagte sich bei der Ninon von Lenelos, daß seine Tochter kein Gedächtniß habe. Wohl ihr! sagte diese, so wird sie nicht ältiren.

Felscheidenheit bezeichnet die Gelehrsamkeit, wovon ich rede. Sie vermeidet die trockenen Dankereien der Pedanterie; fällt nicht, wie diese, Aussprüche ohne Ueberlegung; gewöhnt ihre Schüler an keine Nachsprüche, wie die Schulweisheit; lehrt sie erst vernünftig zu zweifeln, ehe sie zu urtheilen wagen.

Urtheile, die Eigendünkel und Vorwitz verrathen, sind jedermann, vorzüglich aber Jünglingen, unanstößig. Die Schüler des Pythagoras durften fünf Jahre nichts reden.

Die wahre Gelehrsamkeit hat einen verbessernden Einfluß auf unzählbare Fehler, die eigentlich damit in keiner Verbindung stehen. Bloßes Wissen muß nicht der Endzweck seyn, warum man sich der Gelehrsamkeit widmet. Die Bücher sind ein Zubegriff alles Guten; es kommt nur darauf an, was für eine Wahl wir in Ansehung desselben treffen.

Das Glück der Bösen, die scheinbare Freude, worin sie schweben, mag uns noch so sehr das Gegentheil zu besprechen suchen: so ist es doch nur die Tugend, welche andere und uns selbst mit uns zufrieden macht. Ohne Tugend hat kein wahres Glück statt. Die, welche diese verlachen, lachen mit Widerspruch ihres Herzens, und ihre Freude

nimmt ein trauriges Ende. Ein Weiser, der alle Lagen des Lebens geprüft hatte, bekennt: daß außer Tugend er nichts als Blendwerk und eitlem Wahn gefunden. Es giebt Augenblicke des Taumels, worin man wähnt, ohne Tugend glücklich seyn zu können; allein diese Augenblicke gehen schnell vorüber; der Taumel hört auf, und ach! wie theuer kommt uns dann der kurze Irrthum zu stehen!

Ich schliese dieses Werk mit einem Ausspruche des eben erwähnten Weisen: wohl uns! wenn wir denselben befolgen. Er sagt: Es ist am besten, mit seinem Schicksale zufrieden seyn, und in der Tugend die einzige Quelle der Ruhe zu suchen.



I n h a l t.

Einleitung	1	2	3	Seite	5.
Religion	.	.	.	—	8.
Philosophie	.	.	.	—	15.
Gefetze	.	.	.	—	22.
Gesellschaft	.	.	.	—	33.
Tugend und Laster	.	.	.	—	40.
Leidenſchaften	.	.	.	—	48.
Glück und Unglück	.	.	.	—	53.
Stände des Lebens	.	.	.	—	62.
Vergnügen	.	.	.	—	69.
Ehre	.	.	.	—	76.
Politik	.	.	.	—	85.
Reichthum	.	.	.	—	92.
Der Wiſſenſch	.	.	.	—	101.
Die Welt	.	.	.	—	116.
Welehrſamkeit	.	.	.	—	123.

